



Königsteiner Offizierbriefe

*Wach auf, wach auf, du deutsches Land,
Du hast genug geschlafen!
Bedenk, was Gott auf dich gewandt,
Wozu er dich erschaffen!
Bedenk, was Gott dir hat gesandt,
Und dir vertraut sein höchstes Pfand,
Drum magst du wohl aufwachen!*

Johann Walther, Fliegendes Blatt 1561

● *Königsteiner Offizierbriefe*
Februar 1963
Heft 5

3	Maskerade des Lebens	<i>Georg Werthmann</i>
5	Christsein im nachchristlichen Europa	<i>Martin Gritz</i>
7	Das Schiefe in der Welt	<i>Helmut Ibach</i>
10	Portrait des Offiziers von heute (I)	<i>Heinz Karst</i>
23	Macht muß Dienst sein!	<i>Julius Kardinal Döpfner</i>
26	Adieu tristesse!	<i>Eugen Koep</i>
28	Wir berichten (Berichte aus Nütschau, Bonn, Koblenz, Mainz, Bonn)	
32	Fürs Bücherregal (Besprechung der Bücher: Lepp, Atheismus / Lartéguy, Prätorianer)	
33	Beachtenswerte Publikationen (Höhn, Franz-Willing, Hermann)	
34	Briefe von draußen (Agere sequitur Esse / Gespensterschau)	

Maskerade des Lebens

Die tolle Zeit der Maskerade und des leichten Flitters ist in vollem Gange und geht ihrem Höhepunkt entgegen. Fröhlichkeit und Geselligkeit des Faschings, das Spiel der Masken und die Herrschaft froher Ausgelassenheit, Lachen und Humor stehen gewiß nicht im Widerspruch zum Christentum, aber ein klares Nein muß dort gesagt werden, wo hemmungslose Geschäftemacher in das Karnevalstreiben einbrechen, der echten närrischen Fröhlichkeit den Garaus machen und einen Vergnügsrummel inszenieren, der im Zeichen enormer Spitzenleistungen im Alkoholverbrauch steht. Und noch etwas: es soll kein kritisches Wort gegen Tanz und Frohsinn in diesen Tagen gesagt werden, wenn es ordentlich dabei zugeht — aber der Spaß hört auf, wenn aus der Maskerade des Karnevals so etwas wie ein Abbild der Maskerade des Lebens wird. Wer im Alltag des Lebens seine Blöße und Fragwürdigkeit mit einem bunten Flittergewand verhüllen und verbergen möchte, ist ein armer Tor.

Arthur Schopenhauer sagt es uns: *„Fremden Stil nachahmen, heißt, eine Maske tragen.“* Es ist gar nicht so selbstverständlich, daß Jeder von uns seinen Weg zu gehen hat, und daß es niemand gibt, der uns die Verantwortung für das, was wir tun oder lassen, leisten oder versagen, aufbauen oder niederreißen, abnehmen könnte. Weil dem so ist, macht die Abhängigkeit von den äußeren Dingen, von Geschehnissen und Redereien, von Erfolgen und Niederlagen, von Hoffnungen und Enttäuschungen, von Froh- und Hiobsbotschaften, mit einem Wort die Abhängigkeit von Anderen und von anderem den Menschen zu einem Maskenträger und sein Leben zu einer Maskerade. Wer immer wieder Ausschau hält nach dem, was „gemeint“ ist und geredet wird, und von diesen Dingen seine Entscheidungen abhängig macht oder beeinflussen läßt, wird unsicher und unselbständig. Es fehlt ihm die gerade Linie, und die Unsicherheit ist das einzig Sichere in seinem Leben. Was uns die Kraft gibt, dieser Gefahr der Nachahmung fremden Stils zu entgehen und innerlich frei das Werk unseres Lebens zu tun, ist der starke Glaube an den lebendigen Gott.

Maskerade des Lebens — durch pharisäische Gesinnung. Was ist Pharisäertum? Wenn einer das Gesetz um des Gesetzes willen erfüllt. Wenn einer den Splitter im Auge des Bruders sieht und den Balken im eigenen Auge übersieht. Wenn einer auf Andere verächtlich herabschaut, weil sie „mindere Brüder“ sind. Wenn einer, der zweifellos anders ist als die anderen, zum Hagestolz wird und dafür sorgt, daß seine Superiorität auch anderen zu Bewußtsein gebracht wird. Pharisäische Gesinnung ist keine bloße Kirchenkrankheit, sondern in allen Bereichen des menschlichen Lebens

zu Hause, aber im religiösen Bereich wirkt sie sich am schlimmsten aus. Um pharisäischer Gesinnung zu entgehen, sollten wir Alle immer wieder einmal beherzigen, was Dorotheus von Gaza sagt: „Gott allein kennt einen Jeden. Es ist sehr wohl möglich, daß jemand fehlt und dabei etwas an sich hat, was Gott mehr gefällt als dein ganzes Leben. Wie kannst du auf deinem Richterstuhl sitzen? Und wenn einer gefehlt hat, weißt du, wieviel er gekämpft hat, ehe er schwach wurde? Vielleicht ist deshalb sein Fehltritt so leicht vor Gott wie — deine Gerechtigkeit.“

Auch die Bevorzugung des Scheins vor dem Sein gehört zur Maskerade des Lebens. „Wer angibt, hat mehr vom Leben.“ Das ist ein ganz übles Wort, und es enthält eine grobe Lüge. Besser und richtiger scheint mir das andere Wort zu sein: „Wer angibt, hat's nötig.“ Wer etwas ist, kann und weiß, ruht in sich selbst und bedarf keiner Propaganda für sich. Nur dort, wo Leere und Mängel sind, muß man die Werbetrommel rühren und mit lautem Getöse die innere Hohlheit übertönen. Wie sehr sollten wir beherzigen, was Thomas von Kempen in seiner „Nachfolge Christi“ schreibt: „Ob du gelobt oder getadelt wirst, deshalb bist du nicht heiliger oder minderwertiger. Was du bist, das bist du; man kann dich nicht höher erheben, als du nach Gottes Zeugnis bist. Achtest du darauf, was du innerlich in deinen Augen bist, so kümmert es dich nicht, was Außenstehende von dir reden. Der Mensch schaut nur ins Antlitz, Gott aber ins Herz.“ Lassen wir auch im Bereich des Königsteiner Anliegens keine Potemkinsche Dörfer zu, keinen Aufputz und keine holde Täuschung, keine Schaumschlägerei und kein Strohfeuer, kein wildes Aufgebot von Schlagworten und kein Feuerwerk von Betriebsamkeit, keine Vorstöße ins Leere in sinn- und gehaltlosen Aktionen. Es soll unser Ehrgeiz sein, für uns in Anspruch zu nehmen, was Walter Flex im „Wanderer zwischen beiden Welten“ von seinem Freund Ernst Wurche sagt: „Der Sinn für Schlichtheit saß ihm tief im Blute, Schönfärberei und Phrase waren ihm verhaßt.“ Es lohnt sich, seinen ganzen Ehrgeiz und seine beste Kraft darauf zu verwenden, unter äußerer Schlichtheit inneren Reichtum an Geist und Gemüt zu verbergen, um auf diese Weise der Maskerade des Lebens zu entgehen.

Christsein im nachchristlichen Europa

Muß Europa wirklich noch einmal missioniert werden? Vor einigen Jahrzehnten schon haben französische Katholiken die These aufgestellt, daß Frankreich ein Missionsland sei. Kürzlich stand in unseren Zeitungen zu lesen, der Leiter des Konfessionskundlichen Instituts des Evangelischen Bundes habe in einer großen Rede erklärt, daß wir in einem nachchristlichen Europa lebten und Europa noch einmal missioniert werden müsse.

Wer heute von einem nachchristlichen Europa spricht, behauptet damit nicht, daß Europa nicht mehr christlich sei. Au im nachchristlichen Europa leben viele Millionen Christen, werden Gottesdienste gefeiert, gibt es eine bemerkenswerte Aktivität der christlichen Kirchen. Mit dem Begriff vom nachchristlichen Europa soll auch nicht herausgestellt werden, daß es früher mehr Christen oder bessere Christen gegeben habe. Wichtiger ist die Einsicht, daß es in unserer Geschichte nur deshalb das christliche Europa geben konnte, weil in einer durch Jahrhunderte dauernden Anstrengung Europa missioniert worden war. Und das nachchristliche Europa beginnt zu begreifen, daß das christliche Erbe Europas sich verbrauchen und verzehren würde, wenn Europa heute darauf vergäße, sich selber zu missionieren.

Was mit einer nochmaligen Missionierung Europas zu leisten und zu erreichen ist, läßt sich jedoch nicht aus der Vergangenheit ablesen. Niemand von uns will heute aus Europa wieder machen, was Europa einmal war. Ziel und Aufgabe sind viel unmittelbarer. Die Frage des nachchristlichen Europa heißt: Was wird aus den Christen in Europa werden? Und die Antwort derer, die an Christus glauben und auf Christus hoffen, lautet: Europa muß noch einmal missioniert werden.

An dieser Formel kann man sich berauschen, an dieser Formel könnte man auch Anstoß nehmen. Beides wäre in gleicher Weise töricht. Nicht umsonst spricht man von der „Arbeit“, die bei einer Missionierung zu leisten ist. Wer heute eine nochmalige Missionierung des nachchristlichen Europa fordert, denkt an Arbeit und träumt nicht von Stimmungsmache oder einem Stimmungsumschwung.

In welchen Formen könnte die nochmalige Missionierung Europas vor sich gehen? Das Wort „Missionsarbeit“ darf nicht den Eindruck erwecken, als ob zu allererst an großangelegte Aktionen und an den Aufbau neuer Organisationen zu denken sei. Nichts gegen Organisationen und Aktionen — zu prüfen ist jedoch, wo und wodurch in unserer gegenwärtigen Situation das Christentum der Christen am ehesten verflacht und schwindet. Und da ist gar nicht zu übersehen, daß die christlichen Grundhaltungen und Überzeugungen heutzutage sehr oft einfach im unmittelbaren Umgang mit „An-

dersgläubigen“ und „Andersdenkenden“ verstummen oder verändert werden.

Auszugehen ist also von dem Tatbestand, daß in Beruf und Geselligkeit heute Menschen mit den verschiedensten Auffassungen, Meinungen, Überzeugungen zusammentreffen. Wo Menschen in Freiheit zusammen leben und zusammen arbeiten, werden Meinungen geäußert. Zur Sprache kommen gewiß nicht gleich immer die Glaubensüberzeugungen. Man spricht über die allgemeine Entwicklung, über Tagesfragen und vor allem von den sogenannten Krisen. Fast alle Fragen haben eine sachliche Seite. Aber fast keine Meinungsäußerung berührt nur die Sachfrage. Immer schwingen die grundsätzlichen Einstellungen mit. Zum Klima der Freiheit gehört, daß Meinungen ausgetauscht werden.

Von zwei Seiten her kann dieser unaufhörliche Meinungsaustausch zur fortschreitenden „Entchristlichung“ der öffentlichen Meinung führen. Es ist oft zu beobachten, daß das (mutige) Bekenntnis von christlichen Glaubensüberzeugungen gerade deshalb peinlich wirkt, weil es sozusagen an die Stelle von Sachkenntnis gesetzt wird. Dadurch entsteht dann der fatale Eindruck, daß man mit überzeugten Christen nicht sachlich diskutieren könne. Auf der andern Seite bedient sich der Christ, wenn er sich auf seine Glaubensüberzeugung beruft, bisweilen einer Sprache und Sprechweise, die einem Andersdenkenden unverständlich oder mindestens mißverständlich ist. Das erweckt dann den Eindruck des Absonderlichen, des Gestrigen. In beiden Fällen führt das so gutgemeinte „Bekenntnis“ zu ganz unbeabsichtigten Wirkungen. Es steigt der Zweifel an der Gültigkeit des christlichen Glaubens auf. Und das gilt ebenso für den, der das Bekenntnis abgelegt hat, wie auch für den, der es angehört hat.

Solche Erfahrungen führten in der Vergangenheit zur bekannten Abkapselung der Gläubigen. Eine Weile schien es fast, als ob die Christen sich ungehemmt und ungeniert nur noch „im eigenen Kreis“ äußern und bewegen könnten. Die halbfreiwillige Abkapselung der Gläubigen gehörte zum Erscheinungsbild des nachchristlichen Europa. Und diese Abkapselung vor allem hat das Christentum im nachchristlichen Europa unbedeutend und ungefährlich gemacht.

Damit ist aber zugleich auch gesagt, wo und wie eine nochmalige Missionierung Europas anzusetzen hat. Es ist nicht gemeint, daß die Prediger auf die Straßen gehen. Und es ist ebenso wenig beabsichtigt, normale Gesprächspartner in Katecheten oder Prediger zu verwandeln. Zweierlei ist notwendig: Der Christ muß sich so viel Sachkenntnis aneignen, daß er mitreden kann. Und der Christ muß seine Glaubenskenntnis soweit vertiefen, daß er neu und selbständig formulieren kann, was er als Glaubensüberzeugung äußern will. Denn die Erfahrung lehrt, daß sich der Christ in der freien Welt durchaus Gehör verschaffen kann, wenn (!) er 1. zur Sache reden und 2. sich verständlich machen kann. Eben diese Erfahrung gibt den Christen jeden Bekenntnisses heute den Mut und das Vertrauen, von einer nochmaligen Missionierung Europas zu reden.

Praktisch sind also parallele Schritte notwendig. Die Vertiefung des Glaubenswissens darf nicht mit dem Religionsunterricht für abgeschlossen gelten. Glaubensstunden, Einkehrtage, Exerzitien sind in jeder Altersstufe und in jeder Berufsgruppe lebensnotwendig. Sachfragen müssen zwar auch im eigenen Kreis diskutiert werden. Doch müssen Sachfragen auch im eigenen Kreis sachlich ausdiskutiert werden; auch im eigenen Kreis darf die Sachdiskussion nicht durch fromme Reden ersetzt werden. Schließlich müssen sich unsere Gruppen im rechten Augenblick auch für Andersgläubige und Andersdenkende öffnen. Sachfragen müssen mit den Sachkennern aller Richtungen durchgesprochen werden.

Die nochmögliche Missionierung Europas ist dabei kein Ziel, das mit ausgeklügelten Methoden erreicht werden müßte. Es ist eine Hoffnung, zu der uns die Verheißung Christi berechtigen und bei der uns die gegenwärtigen Erfahrungen ermutigen.

Das Schiefe in der Welt

Wenn heute ein Zeitgenosse Bismarcks als politischer Wiedergänger unversehens an einen Bahnhofskiosk geriete, so würde er neben mancherlei Veränderungen eine ganz bestimmt nicht auf Anhiieb bemerken: daß Deutschland nämlich eine Republik geworden ist. Der Firnis des Eintagschrifttums dürfte zur Jahrhundertwende wohl kaum monarchischer gewesen sein als heute, da Hochzeiten echter Prinzessinnen und Paraden karnevalistischer Prinzen auf ein schwer unterscheidbares Masseninteresse stoßen. Wenn die alte Volksweisheit wahr ist, daß die meisten Menschen das Jahr über Masken tragen und nur zur Fastnacht ihr wirkliches Gesicht zeigen, so könnte Friedrich August, der letzte König von Sachsen, heute mit noch größerem Recht als 1919 zu den Deutschen sagen: „Ihr seid mir schöne Republikaner!“

Doch von dieser schiefen Beziehung des monarchischen Karnevalismus zur politischen Wirklichkeit soll hier nicht die Rede sein, so viel Licht dies auch in die Kellergewölbe der bundesrepublikanischen Staatsmoral bringen könnte. Vielmehr reizen die Arabesken und Grotesken der Politik, die wir so am Rande erfahren, dazu, die nachfolgenden Überlegungen anzustellen. Vor einigen Jahren hatte sich ein Abgeordneter der hessischen Landtagsmehrheit auf die Bundesrattribüne des Bundestags eingeschlichen und eine Europa-Rede des Kanzlers mit spöttischen Gesten und schließlich mit dem Kreuzeszeichen kommentiert. Die meisten Bundestagsabgeordneten hatten Stil genug, diesen ausgesprochen schiefen Benimm zu verurteilen. Nur dem Rundfunk blieb es danach vorbehalten, dem Parlament ausgerechnet in dieser Sache vorzuhalten, es habe „keinen Humor mehr“.

Die Ehrenrettung des Parlaments gelang — ausgerechnet dem Kanzler — zu einer anderen Gelegenheit. Gegen ein durchdringendes Pfeifkonzert der Genossen setzte er sich mit der Bemerkung durch: „Meine Damen und Herren! Is dat nun Mißbilligung oder Zustimmung? Se wissen ja, dat ich aus Köln stamme, und beim Kölner Karneval jilt dat Pfeifen als Zustimmung und Freude.“ Die lautlose Stille, die darauf eintrat, ist ein Beweis dafür, daß unser Parlament über eine nicht gerade schwache Fraktion verfügt, die wirklichen Humor noch zu deuten weiß. Als sich das Gezische wieder erhob und „Adenauer muß verschwinden“ zu hören war, beruhigte der Alte: „Sachte, meine Herren, nur Jeduld! Dat kommt ja auch einmal.“ „Aber ob wir das noch erleben?“ zweifelte man und bekam darauf zu hören: „Ja, dat steht eben bei Jott, meine Herren. Un der läßt Sie noch nich mitregieren.“ Doch wer austeilt, muß sich auch im Einstecken üben. Als Adenauer an seinem 87. Geburtstag schon einige Hundert Gratulantenhände geschüttelt hatte, fragte er eine bayerische Delegation, was ihm denn die CSU mitgebracht habe, worauf Franz Josef Strauß schlagfertig erwiderte: „Stiche aus Nürnberg“ und vieldeutig seine Kupferstiche überreichte. Zum Glück hat unsere Politik noch Farbe, weiß-blaue zumeist. Die Namen, die in den Spielbankenskandalen aufkreuzten, sind eine Burleske für sich. Für den, der mehr kann als pfeifen und zischen, der über mehr verfügt als über abstrakte Intellektualien, ist die Politik bei allem Ernst immer auch noch ein freundliches Ineinander von Sachkomik und Menschenwitz geblieben. Vielleicht dachten die Aachener Karnevalsjecken, die dem Rhöndorfer Rosenzüchter den Orden wider den tierischen Ernst verliehen, nicht nur an seinen Worthumor, sondern auch an die abenteuerlichen Doktorhüte und an den Kopfschmuck eines Sioux-Ehrenhäuptlings, den er aus Amerika mitbrachte. Die ernstesten Fragen, die hier gestreift wurden — Europa, Koalitionssorgen, Kanzlernachfolge, der politische Skandalismus — müssen anderen Abhandlungen vorbehalten bleiben. Für unsern Zusammenhang hoben aber die erwähnten Vorkommnisse immerhin ergeben, daß es einen Unterschied gibt zwischen Humor und Humor, oder besser zwischen Spaß und Unfug; daß es hierüber unter den Politikern weithin noch klare Vorstellungen gibt, daß die Humor-Fraktion sich quer durch die politischen Gruppierungen hindurchzieht und so den sonst üblichen „Fraktionszwang“ bricht; daß Humor endlich im Empfinden vieler noch etwas mit Menschlichkeit, Stil und Takt zu tun hat. An diesem Punkt beginnt der an sich unpolitische Humor eine politische Bedeutung zu gewinnen. Es ist anzunehmen, daß das Bild, das die Parlamente in diesem Lebensbereich bieten, dem Bild der Gesellschaft entspricht, die sie vertreten. Es ist also mit einer zwar verdeckten, dafür aber noch weit verbreiteten Substanz im Volk zu rechnen, die weiß, daß Witz in einer menschlichen Urneigung wurzelt, im Trieb nämlich, sich lachend selbst zu erkennen. Diese Substanz reagiert glücklicherweise undoktrinär, über Parteien, Fraktionen und Ideologien hinweg; sie wehrt sich ihrer Natur nach gegen den hemmungslosen Aberwitz, der als bössartiger Spott die Menschlichkeit sarkastisch vergiftet und damit auch das Gemeinwesen untergräbt.

Wir denken hier zunächst an jenen unverantwortlichen Kabarettismus, der unter dem Namen „Rundfinck“ bekannt geworden ist. Er gibt der zeitbedingten Überreizung der Nerven mit stets genau gezielten politischen Kitzelreizen nach, ohne die Folgen zu bedenken. Gefährlicher aber erscheint uns jene koltschnöuzige Berechnung, die bewußt „mit Entsetzen Scherz“ treibt, indem sie dem menschlichen Drang nach lachender Selbsterkenntnis schmeichelt, um ihn zu täuschen. Es ist bekannt geworden, daß die Kommunisten Weisung erhalten haben, sich in der Bundesrepublik „aktiv“ an den Karnevalsveranstaltungen zu beteiligen, um gefärbte Ostpropaganda zu betreiben. Die Absicht dieser immer noch weltrevolutionären Sendboten im ehrlichen Flüchtlingsgewand ist daran zu erkennen, daß sie alles in der Welt, Kennedy, de Gaulle, die Bundeswehr, Ollenhauer und „Soldatenauer“ mit ihren schmutzigen Spottkübeln begießen, nur Chruschtschow und Ulbricht nicht. Vielleicht wird nach dieser Warnung mancher der bundesrepublikanischen Karnevalsmonarchisten doch noch Hemmungen verspüren, die Agentenfahrten jener „unpolitischen“ Klampfensänger mit Westgroschen weiterhin zu finanzieren, wenn zerschlissene Iwansmützen über die Tische gereicht werden. Man muß zur Abwehr dieses Betrugs im arglosen Bürger jenen schlummernden „Witz“ erwecken, der zu unterscheiden weiß.

Der Karneval hat indessen noch andere politische Seiten. An der Spree haben sich nach dem Krieg nach rheinischem Vorbild Karnevalsgesellschaften gebildet. Da es außerdem in Berlin noch eine rheinische Landsmannschaft mit eigener Tradition gibt, kam es schon vor, daß in der ohnedies zweigeteilten Stadt gleich zwei Prinzen Karneval gekürt wurden: ein rheinischer von den Berliner Rheinländern und ein Berliner von den Berliner Imitationsgesellschaften. Köln stieß also zivilisatorisch nach Neu-Köln vor. Da der Karneval römisch-europäische Ursprünge hat, rückt mit ihm vielleicht auch ein Bißchen Europa vor. Jedenfalls könnte es Gesamtdeutschland nicht schaden, wenn es im Zeichen jenes maßvollen Humors wieder zusammenwüchse, der Freude und Spaß vom politischen Unfug zu unterscheiden vermag.

Vielleicht kommen diese Ermahnungen schon zu spät. Die Phrasen der verdeckten Staatsuntreue haben sich bereits in die karnevalistischen Liedertexte hineingeschunkelt. Zum Nachdenken ist es jedoch nie zu spät, vor allem am Aschermittwoch nicht. Denn der nächste Karneval wird — bereits in acht Monaten, „am 11. im 11.“ 1963 — vermutlich dort beginnen, wo der jetzige aufhört. Gar mancher wird in diesen Tagen in die Lage kommen, „schief“ im Trubel der Dinge zu stehen. Er wird sich damit trösten, „daß auch das Schiefe in der Welt sich unvorstellbar lange hält“. Gleichwohl wäre auch dies noch in Ordnung, wenn ihm dabei wenigstens lachend die Erkenntnis aufginge, daß hier nur jene trotzende Schiefheit gemeint sein kann, die uns an Wettereichen, alten Türmen und alten Mönnern imponiert.

Portrait des Offiziers von heute

[1]

Ende des Soldaten?

In seiner lesenswerten Studie „Der Soldat in unserer Zeit“ schreibt der kanadische Oberst G. M. C. Sprung: „Unser gegenwärtiges militärisches Denken wird bestimmt an irgendeinem Punkt zu folgendem lählendem Einwand führen: gewiß hat es wenig Sinn, wird man einwenden, die Beschaffenheit und Bedeutung von Armeen in Gegenwart und Zukunft zu studieren, wenn, wie jeder weiß, ihre großen Tage der Vergangenheit angehören. Wird nicht allgemein angenommen, daß der Krieg in erster Linie zu einer Angelegenheit der nuklearen Waffen geworden ist, die auf dem Luftwege ans Ziel gelangen? Gehören also Armeen nicht der romantischen Vergangenheit an, wie Ritter und Segelschiff?“ (Wilhelm Köhler-Verlag, Minden 1960, Seite 13). In der Tat ist es verwunderlich. Auf der einen Seite starnte die Welt noch nie so in Waffen, wie in unserer Zeit. Auf der anderen Seite wird durch die Entwicklung der Technik der Gedanke ernsthaft diskutiert, es sei mit dem Zeitalter des Soldaten vorbei. In „Christ und Welt“ vom 26. 2. 1962 unter dem Titel „Die Wandlung der Apokalypse“ wurde ausgesprochen, „daß es mit dem Soldatentum im bisherigen Sinne in Europa zu Ende ging. Es ist inzwischen zu Ende gegangen. Unwiderruflich!“ „Am Druckknopf sitzt neben dem Staatsmann nicht mehr der goldbesternte Soldat alten Stils, neben ihm sitzt der Kriegstechniker, der nur durch Zufall noch die Uniform trägt. Bald kann er Waffenträger mit Wasserstoffbomben auf die Erdumkreisung schicken, um sie, auf einen Wink des Politikers, auf die Bevölkerungen niederstürzen zu lassen. Schon heute kann er mit seinen Bomben Ozeane aufwühlen, ganze Landesteile überfluten lassen. Zieren wir uns nicht, diesen Tatsachen ins Auge zu schauen.“ Der Verfasser dieser Zeilen ist Oberst der Bundeswehr. Ein moderner Publizist spricht bereits vom „Nachfolger des Soldaten“, der zwar noch Reste soldatischer Züge trüge, aber sonst kaum etwas mit seinem Vorgänger gemeinsam habe. Während in den USA der 43jährige Brigadegeneral William B. Rosson in Fort Bragg die „Spezial Forces“ aufbaut, eine Elitetruppe amerikanischer Guerillakrieger, die den elementaren Kampf von Mann zu Mann ebenso lernen wie den subversiven Krieg aller Spielarten, montieren amerikanische Techniker die Minuteman-Raketen in ihre nahezu unverletzlichen Basen, von wo aus sie jeden Punkt des sowjetischen Landmassivs erreichen können. In diesem

¹⁾ Nachfolgend veröffentlichen wir den Teil I des Vortrags, den Oberst Karst auf der Königsteiner Akademielagung 1962 gehalten hat. Teil II wird in einem der nächsten Hefte folgen

Spannungsbogen dienen die 8,5 Millionen Soldaten der NATO. Noch zu keiner Zeit haben die Fragen der Verteidigung so tiefgehend alle politischen Überlegungen und Maßnahmen beeinflusst. Im Augenblick, wo der Krieg als Mittel der Politik im bisherigen Sinn fragwürdig wird, erfaßt er — wie noch nie — das ganze Volk und jeden einzelnen Bürger.

Und schließlich muß man darauf aufmerksam machen, daß nach 1945, als man hoffte, nun sei der Weltfrieden gesichert, zahlreiche Kriege, kriegsähnliche Aktionen und Aufstände — durchweg mit konventionellen Streitkräften geführt — den Frieden gefährdet haben. In den Kämpfen in Ladakh in Nordindien sollen indische Gurkhas noch mit Schwertern auf die Rotchinesen losgegangen sein. Daneben sind nicht wenige Europäer überzeugt, daß wir bereits im Dritten Weltkrieg leben: in dem ideologischen Krieg, den der Osten gegen uns führt, aus seiner Auffassung heraus, daß die innere Rattlosigkeit und die moralische Fäulnis des Westens dem Bolschewismus sowieso eines Tages den Sieg in die Arme werfen würde. Die Mauer durch Berlin ist nur ein äußeres Zeichen für diese Auseinandersetzung. Der psychologische Krieg geht überall in wechselnden Taktiken und Fronten bis zur Waffenaktion vor sich. Wir vergessen sie nur zu schnell. Wer weiß z. B. noch, daß der subversive Bürgerkrieg in Griechenland von 1946 bis 1949 allein 50 000 Tote, an die 100 000 Vermißte und Verwundete und 4 Milliarden Dollar Schäden einbrachte? Wer erinnert sich noch der Millionen Toten in Korea? Die Geschichte der Kriege von 1945 bis 1963 müßte noch geschrieben werden. Sie wäre aufschlußreich — besonders für uns Deutsche!

Und der Offizierberuf?

So ist, grob umrissen, die Lage undurchsichtig. In ihr wächst die Bundeswehr in die zweite Phase ihres Aufbaus. Auf sie blicken nicht wenige Menschen im In- und Ausland. Noch zehren wir außenpolitisch von dem legendären Ruf des deutschen Soldaten der Vergangenheit, ungeachtet aller Verurteilung des unklaren Begriffs und der noch unklarerer Wirklichkeit dessen, was man im Ausland „Militarismus“ nennt. In einer Umfrage des israelischen Verteidigungsministeriums unter 1 000 prominenten Persönlichkeiten des ehemals feindlichen Westens nach dem besten Soldaten beider Weltkriege stand der deutsche Soldat — also nach Ansicht seiner früheren Gegner — an der Spitze.

Das legt die Frage nahe: wo und wie steht er heute? Wie versteht er sich selbst? Welche neuen Umrisse des deutschen Soldaten werden sichtbar? Da aber nach wie vor der Satz gilt, daß der Geist einer Armee in besonderem Maße vom Geist ihrer Offiziere abhängt, dürfte es entscheidend sein, nachzuforschen, wie diese Offiziere sich sehen und zu sehen wünschen. Trotz eines umfassenden Gesetzeswerkes von zahlreichen Paragraphen in der Wehrverfassung fehlen noch inhaltliche Aussagen über den Offizier der Bundeswehr. Sie fehlen besonders über den Berufsoffizier. Soldatengesetz und andere Wehrgesetze und Rechtsverordnungen geben zwar einen Rah-

men, der in eine bestimmte Richtung weist. Über den Offizier selbst aber sagen sie naturgemäß wenig aus. Wenn wir aufrichtig sind, werden wir eingestehen, daß auch in unseren eigenen Reihen die Meinungen über das, was Offiziersein in unserer Zeit bedeutet, noch auseinandergehen. Was uns im dienstlichen Alltag verbindet, sind die aktuelle Aufgabe, eine schlagkräftige Bundeswehr auf die Beine zu stellen, das herkömmliche Wissen vom Soldatenberuf, den wir in Frieden und Krieg erlernt und erfahren haben, und ein neuer Auftrag. Wir alle fühlen aber, daß das nicht ausreicht angesichts einer Übergangszeit, die tiefe Furchen in unser bisheriges Denken und überliefertes Wissen reißt.

Man hat entgegengehalten, daß es besser wäre, anstatt so in großen Linien zu denken, sich nüchtern um die Abhilfe der noch vorhandenen kleinen Mängel in Truppenleben und Organisation zu bemühen. Solche Stimmen sind ernstzunehmen. Es ist aber eine gesicherte Erfahrung, daß alle Bemühungen im Kleinen wenig einbringen, wenn die zugrundeliegende Theorie nicht der Sache entspricht. Ist doch nichts praktischer als eine richtige Theorie; aber es ist auch nichts schwerer. Die Offiziere der Bundeswehr fühlen sich mitunter wie in einem Ruderboot sitzend, das auch Segel hat. Sie rudern unermüdlich, aber es bläst wenig Wind in die Segel, der ihnen das Rudern erleichtern könnte. Solcher Wind wäre mehr öffentliches Verständnis für die Eigenheiten des Soldatenberufs, allgemeiner Freiheitsmut und entschlossener Wille zur Verteidigung im ganzen Volk, redliche Geschichtsdarstellung und faire Kritik.

Der Aufbau der inneren Ordnung der Bundeswehr bedarf noch einiger Überlegungen und Anstrengungen, bis das Bewußtsein ihrer Sachgemäßheit auch dem untersten Führer deutlich ist. Es wäre überdies ein schlechter Offizier, der mit seiner Truppe dauernd zufrieden wäre; Ermattung und Stillstand wären die Folgen. Eines ist sicher: nur aufgrund einer an der Sache orientierten „großen Linie“ wird man auch die kleinen Aufgaben zureichend bewältigen. Das Tempo der Entwicklungen zwingt zu ständiger gewissenhafter Überprüfung der Aufgabe, der besonderen Lage und der Stellung des Offiziers im Staat. Es heißt nicht: an der Spitze des Fortschritts stehenbleiben, sondern marschieren! Dieser Denkprozeß darf im Offizierkorps nicht abreißen, sondern muß weitergetrieben werden.

Eine systematische gedankliche Durchdringung des Offizierberufs als Voraussetzung eines sich seines Ziels und seiner Tragweite bewußten Wollens gilt aber unter Soldaten — trotz der Verehrung für Clausewitz — nicht selten als „blasse Theorie“. Da jedoch viel öffentliches Wissen vom Soldaten verdrängt ist und da überdies Ursprung, Schauplatz und Sinngehalt des soldatischen Daseins sich geändert haben, ist eine klare Einsicht in das Wesen des Offizierberufs heute unerlässlich und vom Offizier selbst anzustreben.

Eine Antwort wäre nicht gegeben, wenn man eine Summe von wünschbaren Eigenschaften schilderte, über die der Offizier verfügen sollte. Solche Aufzählungen wirken ebenso hilflos wie Schlagworte vom „ewigen Soldaten“

oder „modernen Soldaten“ oder „ungewandelten Traditionalisten“. Eher käme man an ihn heran, wenn man darstellte, was er zu leisten habe, um seinen Auftrag erfüllen zu können. Zusammen mit den dazu nötigen Charakterzügen und fachlichen Qualitäten ergäbe sich der Umriss eines Bildes des Offiziers. Ähnlich wird z. B. in Beurteilungsbestimmungen vorgegangen oder in Grundsatzweisungen für gewisse Lehrgänge. Dem stellt sich entgegen, daß dazu eine Kenntnis der soldatischen Gegebenheiten unseres Jahrhunderts notwendig ist.

Man könnte Fragen stellen wie: muß man sich nicht angesichts des problematischen Bildes eines möglichen Krieges wie unseres noch unfertigen staatlichen und gesellschaftlichen Zustandes damit bescheiden, einer technisierten Kriegführung tüchtige Techniker des Waffenhandwerks zur Verfügung zu stellen? Oder hat nicht der sogenannte Nursoldat Recht, wenn er meint, mit „fachlichem Können und einer anständigen Gesinnung“ sei auszukommen? Ein nicht auf Wahrheit gegründetes soldatisches Selbstbewußtsein würde jedenfalls in der Stunde der Not zusammenbrechen. Jede Lässigkeit des Denkens rächt sich im soldatischen Bereich schwer. Vor unbequemen Aussagen sollten wir uns nicht scheuen. Dabei käme es nicht nur darauf an, eine Darstellung des gegenwärtigen Offiziers der Bundeswehr zu versuchen; aber auch nicht, ins Blaue zu konstruieren und eine Idealfigur aufzurichten. Vielmehr käme es darauf an, Sein und Sollen im Bereich des Möglichen zusammenzusehen und einige Umrisse sichtbar zu machen.

Schweigender Gehorsam und öffentliche Argumentation

Der Soldat interpretiert sich nicht gern. Er mißtraut zu vielen Worten. Schon die Tatsache also, daß eine Umrisszeichnung des Offiziers versucht wird, entspricht kaum der Überlieferung. Es gehört zur Scham des Mannes, die beim Soldaten hoch im Kurs steht, sich weder zu bespiegeln noch zu bereden. Obwohl der Offizier das anfeuernde Wort und die kurze Rede durchaus achtete und übte — zu eingehenden öffentlichen Diskussionen und zur intellektuellen Selbstverteidigung waren die meisten nicht erzogen. Deshalb schwiegen die deutschen Offiziere auch nach 1945 zu vielen Anwürfen. Schweigende Tat und wortloser Gehorsam galten ihnen seit alters her als hohe Tugenden, auch das schweigende Hinnehmen von Schicksalsschlägen und Niederlagen. Der echte Frontsoldat erzählte nur ungern vor Fremden von seinen Krieserlebnissen. Der größte deutsche Soldat des 19. Jahrhunderts, Moltke, hieß nicht umsonst der große Schweiger, obwohl er meisthaft schrieb und sprach.

Vergleicht man damit die neuere Redseligkeit und Schreibfreudigkeit, auch unter Soldaten, dann wird man schon auf einen Wandel hingewiesen. Der Offizier von heute ist durch die Umstände gezwungen, in eigener Sache zu argumentieren, zu reden und sich an die Öffentlichkeit zu wenden. Das begann schon im 19. Jahrhundert, scheint aber heute unerlässlich geworden.

Der bekannte Satz des Generals von Alvensleben: „Ein preußischer General stirbt, aber schreibt keine Memoiren“ ist durch die Wirklichkeit seit 1945 vollends widerlegt.

Offiziere für Öffentlichkeitsarbeit, Jugendoffiziere, Presseoffiziere, Offiziere als Führer von Wanderausstellungen, Offiziere, die im Rundfunk oder Fernsehen diskutieren oder öffentlich sprechen, sind an der Tagesordnung. Solches Verhalten deckt sich besonders wenig mit der Tradition, daß Generalstabsoffiziere „Offiziere ohne Namen“ sind, nur auf die Aufgabe gerichtet, ohne Eitelkeit, übertriebenen Ehrgeiz und Hang zur „Publicity“, allein bedacht auf Pflicht und Dienst. Es ist noch nicht ausgemacht, ob eine Armee mehr Erfolg mit solchen Offizieren hätte, — vorausgesetzt, daß ihre Erziehung in der Richtung ginge — als mit Offizieren, die in lobenswerter Weise in der Öffentlichkeit auftreten. Im Offizierkorps war die Meinung vorherrschend, daß das Sein mehr wiege als das Argument, das Beispiel mehr als die Rede. Aber vielleicht muß der Soldat heutzutage mehr argumentieren, weil Sein und Beispiel verdeckt und kaum noch sichtbar sind? Wie dem auch sei, — der tiefere Grund liegt wohl darin, daß unsere moderne Industriegesellschaft nur schwer ein richtiges Verhältnis zum Soldaten und zum Gedanken der Landesverteidigung gewinnt. Bundespräsident Lübke hat selbst in einer Rundfunksendung betont, daß es nicht gut sei, wenn sich der Soldat ständig um Vertrauen und Anerkennung werbend an die Mitbürger wenden müsse. Der Bruch ist seit langem nachhaltig. Nach allem, was aber hinter uns liegt, muß der Soldat vor allem ein klares Verhältnis zum demokratischen Staat und seinen Mitbürgern erwerben und pflegen. Er wird es aber nur erreichen, wenn Staat und Gesellschaft ein klares Verhältnis zum Phänomen des modernen Krieges gewinnen und zur Verteidigung der Freiheit um jeden Preis bereit sind. So paradox es klingt: hier scheint die Quelle mancher Unzuträglichkeiten zu liegen. Der Soldat weiß, daß er nicht zugleich das Schwert sein kann und die Hand, die das Schwert führt. Die Hand aber muß Wert und Eigenheit des Schwertes kennen, um es führen zu können. Jede Auseinandersetzung zwischen politischer Programmatik und militärischer Effektivität findet ihren Knoten in einer realistischen Sicht des möglichen Krieges der Zukunft, auf den der Soldat sich vorzubereiten hat, weil er ihn nur so verhindern helfen kann. Es ist kein Zweifel: angesichts der kompliziert gewordenen Verhältnisse des modernen Wehrwesens, das nur noch der Fachmann überschaut, und der vielfachen Verzahnung der Landesverteidigung mit allen zivilen Bereichen muß der Offizier sich ständig auch argumentierend mit seiner Umwelt auseinandersetzen. Das hat natürlich bestimmte Folgen, wie ein geschichtlicher Vergleich zeigen mag:

Am 3. Juli 1866 unterlag bei Königgrätz der k. u. k. Feldzeugmeister Ludwig Ritter von Benedek (1804—1881) gegen die Preußen unter Moltke und Kronprinz Wilhelm. Das Testament dieses am meisten gedemütigten Soldaten seines Jahrhunderts enthält die Sätze: „Ich war immer ein pflichtergebener, treuer und braver Soldat, und bin zwar formloser, aber demütiger Christ.

Ich schaue mit ruhigem Gewissen dem Ende entgegen und erkläre hiermit ausdrücklich, daß ich keine Memoiren hinterlasse . . . Am 19. 11. 1866 habe ich dem damaligen Armeeeoberkommandanten Erzherzog Albrecht schriftlich versprochen, auch weiterhin schweigend zu tragen und meine stillen Reflexionen mit mir ins Grab zu nehmen.“ (Oskar Regele, „Feldzeugmeister Benedek“, Verlag Herold, Wien-München 1960, Seite 542). Benedek war sicherlich kein genialer Feldherr. Aber das Drama dieses besiegten edlen Soldaten zitterte noch jahrelang durch die österreichische Armee — das Drama eines Staatsdieners, der schwieg, um Regierung und Parlament nicht mit tödlicher Kritik zu treffen. Beide hatten gleichgültig und in oberflächlichem Unverständnis für die Belange der Armee die Rüstung vernachlässigt, obwohl jedermann die Auseinandersetzung mit Preußen kommen sah. Benedeks Schweigen ist wohl die höchste Form der Disziplin, die der Soldat in treuem Dienst aufbringen kann.

Eine ähnliche Vernachlässigung der Rüstung, der strategischen Planung und eine unzureichende politische Konzeption des Krieges erlebte die französische Armee in Indochina. Der nach der Niederlage in die Wüste geschickte Oberkommandierende General Navarre büßte für diese Fehler. Er aber schrieb, wie der englische General auf Zypern anlässlich der Suezaktion, unverzüglich ein Buch, in dem er sich rechtfertigte und den verantwortlichen Politikern Vorwürfe machte. Das Verhältnis des Soldaten zum schweigenden Dienst und wortlosen Gehorsam ist aufgekündigt. Die veränderte Lage des Offiziers wird an solchen Symptomen deutlich. Er muß sich geistig behaupten und auseinandersetzen mit seiner Mitwelt und seinen Mitbürgern, mit Presse und Funk. Und er tut es mit wachsender Intensität, weil er nicht anders kann. Damit aber tritt er auch als Staatsbürger in den öffentlichen Raum und muß auf der Hut sein, nicht in Bereichen zu wirken, die ihm von der Aufgabe her nicht zustehen. In vielen Ländern der Welt haben Offiziere die politische Macht übernommen, seit 1956 sogar im Ursprungsland der Demokratie — in Frankreich.

Das Verstehen seiner besonderen Lage und seines Auftrages ist in einem von Kriegen erschöpften Europa schwierig geworden. Wir erleben es. Nürnberg hat ein Übriges getan. Der französische Staatschef de Gaulle schrieb als junger Offizier in seinem Buch „Le fil l'épée (1961 im Athenäum-Verlag, Frankfurt am Main): „In der Atmosphäre der Zeit scheint alles zusammenzuwirken, um das Bewußtsein des Berufssoldaten zu verwirren. Die Massen, nachdem sie die Härten der Gewalt erduldet hatten, reagieren nun leidenschaftlich. Eine Art Mystik hat sich überall verbreitet, die den Krieg nicht allein verdammt, sondern ihn als überholt hinstellt, in dem Wunsch, daß er es auch wirklich sei. Frommer Eifer, der nicht ohne eine Art von Teufelsbeschwörung abgeht. Um den bösen Geist zu bannen, wird auf der ganzen Welt ein Aufstand von Verwünschungen laut. Um Abscheu vor der Sünde des Krieges wachzurufen, malt man in tausend Farben seine Verheerungen . . . Von den Kämpfen will man nur noch das Blut, die Tränen und die Gräber wahrhaben . . . Selbst die Geschichte wird gefälscht unter

dem Vorwand, aus ihr den Krieg auszumerzen. Die militärische Ordnung wird in ihrer Wurzel angegriffen." (S. 6)

Da das so zu sein scheint, muß der Offizier, um nicht an seinem Beruf irre zu werden, sich gedanklich seiner selbst vergewissern. Er muß das auch schon deswegen tun, um sich nicht einseitig zu verhärten, was leicht die Folge von Unsicherheit ist. Andere Berufe sind in eine ähnliche Lage geraten; keiner aber so sehr wie der des Soldaten. Seine ungeklärte Stellung in einer pluralen Gesellschaft macht den Akt der Bewußtseinsklärung und immer erneuten Orientierung an der Aufgabe nötig, wenn anders er nicht den Rückzug auf die reine Technik seines Berufs antreten will.

Von außerhalb, aus dem zivilen Raum, hilft ihm dabei keiner, am wenigsten die deutsche Presse und Publizistik. Verglichen mit dem angelsächsischen Schrifttum und Äußerungen der Franzosen und Schweizer, ist das, was bei uns über den Soldaten von gestern und heute geschrieben, gesagt oder gefilmt wird, meist dürrig und vordergründig. Es sieht fast so aus, als ob wir, die wir einstmals als soldatisches Volk bekannt waren, die Unbefangenheit gegenüber dem Soldaten verloren haben — wenigstens in der Publizistik. Verglichen z. B. mit „08/15“ war selbst Remarques „Im Westen nichts Neues“ eine dichterische Vision. Diese Trivialität der zeitgenössischen Darstellung der Soldaten der Wehrmacht, Reichswehr und Bundeswehr ist bezeichnend. Sie zeigt an, daß wir nicht nur geschichtslos, sondern auch ohne Verbindung zu den Elementaria des Soldatentums vorgehen und von Klischeevorstellungen beherrscht werden. Lediglich das im Friedrich Vorwerk-Verlag 1958 erschienene Buch des evangelischen Theologen Ulrich Mann, „Lorbeer und Dornenkrone“, darf als ein Versuch angesehen werden, aus dieser Art Darstellung herauszukommen. Bei mancher Einseitigkeit des Buches kann es doch als ein erster Beitrag angesehen werden, das geistige Antlitz des Soldaten wieder sichtbar zu machen, das von der zünftigen Geschichtsschreibung mitunter ebenso bedroht ist wie von manchen „Landserheften“ oder den „Dreck- und Schweißromanen“, wie es z. B. auch einige in den USA gibt — ich nenne nur John Dos Passos „Drei Soldaten“ (Taschenbuch Nr. 379/80), 1960, oder das perverse „Die Nackten und die Toten“ von Norman Mailer, Bücher, die ihren Erfolg lediglich der eingangs von de Gaulle geschilderten Abscheuhaltung und Erschöpfung verdanken. So nimmt es nicht wunder, daß der Offizier unserer Zeit, mehr noch als im 19. Jahrhundert, sich selbst zu interpretieren versucht. Das begann in größerem Stil mit T. E. Lawrences „Die sieben Säulen der Weisheit“, 1935 (neu herausgegeben im Paul List-Verlag, München 1950), den Schriften Antoine de Saint-Exupérys und Ernst Jüngers. In neuester Zeit ragen einige Werke hervor, die lesenswert sind. An der Spitze das Buch von Pierre Henri Simon „Portrait eines Offiziers“ (Rainer Wunderlich-Verlag, Tübingen 1958), das neben Jean Lortéguy's „Die Zenturionen“ (Verlag der Europäischen Bücherei, H. M. Hieronimi, Bonn 1961) Rolle und Tragik des Offiziers im „guerre révolutionnaire“ behandelt und zu tiefen Aussagen kommt, auch wenn der Schauplatz — Indochina

und Nordafrika — besondere Probleme aufwirft. Auf ähnlicher Linie liegt der französische Roman „Offiziere“ von François Ponthier (vgl. die Besprechung in „Königsteiner Offizierbriefe“ Heft 3, 1962, S. 22). Klassisch in Sprache und Haltung ist das Werk des Schweizer Oberstdivisionärs Dr. Edgar Schumacher, „Vom Beruf des Offiziers“, das manche Einsichten bringt, die in der Bundesrepublik nicht mehr deutlich sind. Der kanadische Oberst G. M. C. Sprung, „Der Soldat in unserer Zeit“ (Die Geisteshaltung des modernen Soldaten und die Bedeutung dieser Geisteshaltung für unsere bedrohte Gegenwart), a. a. O. gibt einen interessanten angelsächsischen Beitrag. Prof. Ernesto Grassi gab im Rowohlt-Verlag das bestürzend aktuelle Buch von Alfred de Vigny, „Glanz und Elend des Militärs“, heraus. „Ihr Schicksal war die Caine“ und „Von hier zur Ewigkeit“ — (nicht, wie die frivole deutsche Übersetzung lautete „Verdammt in alle Ewigkeit“) zeigen ebenso, wie manche Romane Hemingways, Wirklichkeiten des Soldaten, besonders des Offiziers, die seine besondere Lage in der säkularisierten Industriegesellschaft deutlich machen. Man hat manchmal den Eindruck, daß wir bei den Angelsachsen wieder lernen mußten, was männlich, bei den Franzosen, was Geist und bei den Schweizern, was Demokratie in der Armee ist. Unsere eigene Geschichte haben wir vergessen oder umgedeutet. Scharnhorst und Gneisenau, Boyen und Clausewitz werden zwar zitiert, sind aber wenig bekannt und würden erstaunt sein, wenn sie vernähmen, daß wir uns auf sie als Kronzeugen berufen, sie, die die ganze Nation mit einem unbedingten Willen zur Verteidigung aufrufen und bereitmachen wollten, die veränderte Gesellschaftsordnung und das neue Kriegsbild gleicherweise im Blick und kühn nach vorn planend!

Der Offizier wird seine Aufgabe und seinen Beruf nur recht verstehen, wenn er sie von der Möglichkeit des Krieges her sieht. „Erst aus einem wirklichkeitsnahen Kriegsbild lassen sich die Probleme ableiten, vor die Staat, Volk und Wirtschaft, militärische Führung und der einzelne im Kriegsfall gestellt werden“ (Baudissin). De Gaulle wies früh darauf hin: „Es ist Zeit, daß die Besten der Militärs sich ihrer hervorragenden Rolle wieder bewußt werden und sich auf ihre Aufgabe besinnen . . .“, die ganz einfach der Krieg ist; daß sie ihr Haupt erheben und zu den Höhen aufblicken. Um dem Schwert seine Schneide wiederzugeben, ist es notwendig, daß sie wieder zu einem ihrem Stande eigenen Denken zurückfinden. Sie werden darin die hohen Blickpunkte finden.“ Bei allem uns fremd gewordenen Pathos wird damit der Sachverhalt angesprochen. Den Krieg, gleich welcher Form, kann kein Soldat mehr wünschen. Er wird ihn mehr denn je verabscheuen; aber dennoch muß er sich auf die Möglichkeiten des Krieges vorbereiten. Es kennzeichnet unsere Epoche, daß wir mit veralteten Vokabeln und Vorstellungen eine Wirklichkeit bezeichnen wollen, die den Vokabeln bereits enteilt ist. Die Entwicklung der Gesellschaft ist rascher als unser Bewußtsein dieser Entwicklung. Es geht heutzutage nicht mehr darum, kriegsmutwillige Leutnants zur Vernunft zu bringen, sondern darum, in allen Kreisen, auch in der Armee, das notwendige Maß an kämpferischem Selbst-

behauptungswillen zu pflegen, — in einer industriell-bürokratischen Erwerbsgesellschaft, die mit Recht ihr „vitales Nein zum Krieg“ sagt (Günther Wollny „Die Zukunft ist anders“, Boldt-Verlag, Boppard 1962). Nur gilt es das nüchterne Bewußtsein wachzuhalten, daß mit diesem „vitalen Nein“ der Krieg noch keineswegs ausgeschlossen ist, wie die Geschichte seit 1945 beweist.

Unter den „hohen Blickpunkten“ für den heutigen Offizier möchte ich drei vorweg nennen:

a) Unabhängigkeitssinn

eine gelassene, männliche Freiheit gegenüber der öffentlichen Meinung, den Mut, wenn es sein muß, auch „unzeitgemäß“ zu sein, zu Anpassung und Widerstand gleicherweise bereit. Unsere Gefahr ist weniger, daß wir zu selbstbewußt oder freiheitsmutig sind, sondern vielmehr, daß der Zug zur geschmeidigen, absichernden „Anpassung“ in die Flucht vor der Verantwortung führt. Der Pädagoge Dr. Kurt Hahn schildert in seinem Buch „Erziehung zur Verantwortung“ (Stuttgart, Ernst Klett-Verlag) diese Gefahr in England: „Aber eine bedeutende staatsbürgerliche Tugend ist heute bei der privilegierten Jugend Englands im Schwänden: der Unabhängigkeitssinn . . . ! Einst gingen die jungen Aristokraten nach Eton und Winchester im Schutze einer ererbten und verpflichtenden Gesittung, die sie davor bewahrte, den Charaktermoden ihrer neuen Umwelt anheimzufallen. Das ist heute anders. Der neueintretende Zögling wird oft von dem Bestreben beherrscht, nur ja nicht aufzufallen. Rasch lernt er Unterwürfigkeit gegenüber der öffentlichen Meinung. Manch ein aufgeklärter und rechtgesinnter Bürger zieht sich heutzutage höflich zurück vor Vorurteilen, die er im Grunde verachtet. Zahmheit ist eine Tugend des Untertans und ein Laster des Bürgers.“ Ein Offizier, der sich wider besseres Wissen der sogenannten öffentlichen Meinung anpaßt, um Unbequemlichkeiten aus dem Weg zu gehen und vor der Presse Kotau macht, erleidet einen Bruch im Charakter, der nicht wieder gutzumachen ist. Was hat man dem deutschen Soldaten vorgeworfen? Als Militärfachmann sei er tüchtig gewesen, aber an Zivilcourage habe es gefehlt. Es sei dahingestellt, ob das durchgängig so war. Aber es bliebe zu fragen, ob wir heute wirklich auf besserem Wege sind? Die Verhältnisse sind komplizierter geworden. Zusammenhalt und Kameradschaft sind noch zu stärken. Ein entschiedenes Urteil ist schwieriger geworden. Der Zug der Zeit geht auf Anpassung, nicht selten auch im Erziehungswesen. Eine Schule unseres Vaterlandes verkündet dagegen als eines der verpflichtenden Ziele ihrer Erziehung: „Fähigkeit, das als richtig Erkannte gegen Unbequemlichkeiten, Strapazen, Gefahren und Hohn der Umwelt durchzusetzen.“ Die beflissene Eifertigkeit, seine „Modernität“ unter Beweis zu stellen, ist meist nichts anderes als der Mangel an einem sittlichen und religiösen Standort. Nicht die Zeit allein hat den Soldaten zu gestalten, gleichsam als anonyme Größe, auf die man sich beruft, wenn man mit seinen ethischen Auffassungen nicht

mehr weiterkommt, sondern der Wille auch des Offiziers sollte die Zeit mit gestalten. Die Zeit ist dem Soldatenberuf vielfach feindlich. Er muß sie verstehen — in unablässiger Gedankenarbeit, aber sich ihr versagen oder sie bewegen können, wenn sein Auftrag es erfordert.“ Wer nicht zurücktreten kann, in ruhigem Beglücktsein angesichts der Forderung der Sache, mit lächelndem Stolz gegenüber der Forderung des Tages, der taugt zum Berufssoldaten nicht. Wer nicht entsagungsfähig und, wo es sein kann, entsagungsfreudig ist, der tut nicht gut, sich zu diesem Berufe zu drängen. Er wird wahrscheinlich Erfolg, aber kaum einen Gewinn haben.“ (Oberstdivisionär Schuhmacher a. a. O. Seite 10.)

b) Charakter und Wissen

Richard Alemann lobte die deutschen Fahnenjunker an den Offiziersschulen im „Monat“. Er betonte, er habe nirgendwo in Deutschland junge Leute getroffen, die so gut diskutieren könnten. Solange diese Fähigkeit auf einen festen Boden und Selbstzucht deutet, ist das gut. Aber gewandtes Diskutieren ist nicht das Hauptziel einer militärischen Ausbildung im Atomzeitalter. Die Anforderungen an die charakterliche Reife, Entschlußkraft und Verantwortungsfreude sind erheblich, bis an die Grenze von Menschenmaß, gestiegen. Das trifft auch auf die untere Führung zu, deren Bedeutung gewachsen ist. Bestehen würde im Frieden und Krieg eine Armee nur mit einem Führerkorps, das bereits im Frieden allen Nachdruck auf Festigung des Charakters und Klarheit des sittlichen Willens legt. Die Entwicklung der pluralistischen Gesellschaft geht auf Arbeitsteilung, Zusammenarbeit, Diskussion und Abbau der Hierarchie. Diese Momente wirken auch in die technisierte Bundeswehr mit ständig größerem Einfluß. Aber das Wesen des soldatischen Berufs verlangt die hervorragende Fähigkeit, schnell entscheiden zu können — oft ohne Rat und Gespräch — und die unangefochtene Hierarchie der Ämter, um die Funktionsfähigkeit der Truppe jederzeit auch unter schwersten Belastungen sicherzustellen. Befehl und Gehorsam ändern sich etwas zwar in der Form der Erarbeitung und Erteilung, bleiben aber tragendes Gerüst der Armee. Das Tempo der Entscheidungen hat sich durch die technische Entwicklung in einer Form zusammengedrängt, daß Planspiele mit elektrischen Simulatoren allein noch ein realistisches Bild geben. Je blitzartiger die Entscheidung fallen muß, desto mehr hängt sie ab von solidem Können und festem sittlichen Willen. Man darf sich nicht dem Irrtum hingeben, als sei in Panik und Chaos des atomaren Krieges das Vielwissen ausschlaggebend. Ausschlaggebend sind mit Sicherheit der unbeirr-bare Charakter und der Wille, rechtlich und redlich den Erfolg herbeizuführen. Das setzt eine umfassende Erziehung zu charakterfesten Persönlichkeiten voraus, die entscheidungsfreudig sind. In den „Schicksalsfragen der Gegenwart“ Band 1, Seite 365, hebt Gerhard Ritter zur Frage des Widerstandes der Offiziere gegen Hitler Stellung nehmend, hervor: „Mit dem vielberufenen ‚Kommißgeist‘ der preußischen Militärtradition hat das Wider-

streben deutscher Offiziere gegen das Putschieren sehr wenig oder gar nichts zu tun. Wahrscheinlich auch nicht mit der Seecktschen Doktrin von der „unpolitischen“ Armee. Schwerlich hätte sich durch politische Schulungskurse irgendwelcher Art viel daran ändern lassen. Der Entschluß zur politischen Tat ist viel weniger eine Sache der politischen Einsicht als des politischen Willens, oder besser: der sittlichen Überzeugung und des Charakters!“ Der Soldat ist in seinem Denken zwangsläufig auf den Anormalfall hingelernt, während der Beamte überwiegend der Friedensordnung dient. Ohne funktionierende Verwaltung und Bürokratie ist keine Truppe mehr lebensfähig. Wir sprechen nicht umsonst von der „industriell-bürokratischen Erwerbsgesellschaft“ unserer Zeit (Gehlen). Aber man kann nicht übersehen, daß, ohne Schuld im einzelnen, die Entwicklung der Verwaltung durch die Anonymität ihrer Zuständigkeiten und Tätigkeiten, durch die Vielzahl der Vorgänge und Paragraphen Entschlußfreude, Überschau und klare Verantwortung schwächen. Systematik und Organisation einer Armee müssen gleichgerichtet sein mit ihrem erzieherischen Willen; sonst entstehen Spannungen, die einer Seite zum Nachteil ausschlagen. Ein Pädagoge wie Hellmuth Becker wirft der deutschen Schule vor, daß sie intentional den freien, mündigen Staatsbürger erziehe, funktional aber nicht selten das Gegenteil erreiche. Eine führende Zeitschrift wie „Der Monat“ schilderte vor einiger Zeit in einem Artikel „Die Armee der Hauptleute“ (Franz Wördemann und Klaus Harprecht) unsere Hauptleute wie folgt: „Sie sind Bürger, mitunter Spießbürger und Kleinbürger, deren Gedanken oft genug auf das allernächste konzentriert sind, auf die alltäglichen Interessen von Gehalt und Zulagen, von Wohnungssuche und Kindergeld. Sie geben sich tatsächlich als Bürger in Uniform, hin und wieder als Beamte, die sich den Kopf zerbrechen viel eher über Kompetenzfragen als über den nächsten Krieg.“ Das ist übertrieben, fast boshaft gesagt, enthält aber einen Kern Wahrheit. Der Offizier befindet sich in einem ständigen Spannungszustand zwischen seinen vom Kriegsbild her erahnten Pflichten und der funktionalen Form der Apparate, in der er dient. Das ist ein staatsbürgerliches Problem ersten Ranges, das unser ganzes öffentliches Leben betrifft. Für den Berufsoffizier wird es aber zugespitzt, je mehr er sich in das moderne Kriegsbild versetzt. Und das um so mehr, als er nach dem Willen des Gesetzgebers wie aus dem Sachzwang der veränderten wehrpolitischen Lage heraus auch Staatsbürger im Wehrdienst bleiben soll. Dieser Gedanke vom Staatsbürger ist alt. Er war bereits um 1868 voll ausgereift im Wehrprogramm der damaligen Sozialdemokratie. (Siehe Höhn „Die Armee als Erziehungsschule der Nation — das Ende einer Idee“, Bad Harzburg 1963, Seite 131 pp.)

c) „Staatsbürger in Uniform“

Der Ausdruck ist ungenau. Nicht die Uniform macht den Soldaten, sondern die Waffe. Im 19. Jahrhundert sprach man vom „Staatsbürger in Waffen“. Sein Urbild ist der „citoyen armée“ der Französischen Revolution, die sich ihrerseits am „civis romanus“ orientierte. Gemeint ist der poli-

tisch bewußte Soldat, der nicht nur sein Soldatentum, sondern in ihm und durch es hindurch am Wohl und Wehe des Ganzen verantwortlich Anteil nimmt. Gemeint ist nicht der verbürgerlichte Soldat im Sinne eines Soldaten als „bourgeois“, der den Ernst seines „Geschäftsganges“ und dessen „Individualität“ (Clausewitz) außer acht läßt.

Es gibt keine andere Lösung. Aber sie ist schwer und stellt hohe Forderungen an den Offizier. Gelungen scheint sie bisher nur in der Schweiz. Wir sind auf dem Wege, dessen Erfolg weitgehend vom Zustand unserer Demokratie abhängt. Das Militärwesen kann nicht mehr isoliert gesehen werden. Jedes Tun und Lassen im Verteidigungsressort ist politisch und muß auch politisch im weitesten Sinne durchdacht werden. Damit tritt der Soldat, vornehmlich aber der Offizier, in eine politische Verantwortung, die nur dann wirksam werden kann, wenn zugleich der Staatsbürger in Zivil aktiv wird. Die Bundeswehr ist, wie noch nie eine deutsche Armee zuvor, nahtlos in die verfassungsmäßige Ordnung unseres freien Gemeinwesens eingefügt. Damit liegt die Verantwortung für Gelingen oder Mißlingen ihres Geistes weitgehend bei der Gesamtheit des Volkes. Man kann vom Offizier nicht verlangen, daß er in Freiheitsmut Opfer bringt, seine Truppe politisch bildet und staatsbürgerliche Mitverantwortung ausübt, solange viele Mitbürger, gleichgültig gegen Staat und Politik, sich selbst durchbringen wollen. Die moralischen Energien der Demokratie und ihr fester Wille, Recht und Freiheit zu verteidigen, gewährleisten die Durchschlagskraft der soldatischen Ordnung von heute. Die Einbürgerung des Soldaten in unserer Lebensordnung vollzieht sich nicht schon damit, daß man ihm die Grundrechte beläßt, sondern erst dann, wenn er sich in der geschlossenen Verteidigungsgemeinschaft des Volkes aufgenommen erlebt. Heutzutage verteidigt, wenn wir überleben und Erfolg wollen, das ganze Volk. Der Soldat ist nur noch ein Träger der Landesverteidigung.

Der Offizier ist Staatsbürger und besonders verpflichteter Staatsdiener. Er schaut aber heute nach Bonn, Berlin und Paris: diese drei Städte symbolisieren seine besondere Lage. Die Masse der deutschen Verbände gehören zu den „assigned forces“. Sie sind in die NATO integriert. Im Krieg stehen sie unter dem Oberbefehl von Offizieren anderer NATO-Staaten. Der NATO-Oberbefehlshaber ist Amerikaner. Er hat schon im Frieden das Recht zur Inspektion der deutschen Verbände und kann ihre Dislozierung bestimmen. Deutsche Offiziere arbeiten in integrierten Stäben und werden im Ausland aus- und weitergebildet. Die Mehrzahl der Offiziere unserer Luftwaffe spricht englisch wie deutsch. In den integrierten Stäben ist Englisch die erste, Französisch die zweite Sprache. Der Offizier muß die nationalen Belange seines Volkes in übernationale Zusammenhänge einordnen. Nur die NATO vermag noch wirksam abzuschrecken oder, wenn es sein muß, erfolgreich Krieg zu führen. Der Offizier verteidigt nicht nur sein Vaterland, sondern ebenso die gemeinsame Lebensordnung und das Erbe der freien Welt, wie die Präambel zum Atlantikvertrag dartut. Das ist tatsächlich eine neue Lage, die den Offizier in seinem Denken und Ver-

antwortungsbewußtsein an die gemeinsamen Sorgen und Grundlagen der freien Welt verweist. Diese Wandlung unseres Dienstes ist es, die ihn besonders in die Zukunft öffnet und große Ausblicke ermöglicht. Aber bei aller Integration und NATO-Gemeinsamkeit wird der Offizier doch als Deutscher genommen. Er sieht sich gerade im atlantischen Bündnis durch Erbe und Geschichte mit allen Bürden und Vorzügen seines Volkes belastet und hat sie zu vertreten. Das deutsche Schicksal — symbolisiert im Namen „Berlin“ — läßt ihn nicht kalt. Seine verbündeten Kameraden erwarten, ihn als Deutschen zu erleben. Sein Vaterland ist ihm nicht verloren, auch wenn es in diesem übergeordneten Blickpunkt zu sehen ist. Ohne Zweifel ist das bei allem inzwischen erreichten Fortschritt ein steiniger Weg. Zu erwähnen sind nur die Filme gegen den deutschen Soldaten, die seit einiger Zeit in Italien gedreht werden. Hinzuweisen ist auf die politischen Interessenskollisionen unter den Verbündeten, die das militärische Bündnis nicht unberührt lassen. Aber wenn wir, in diesem Falle *berechtigt*, „mit der Zeit“ gehen wollen, dann darf kein Rückschlag den Offizier irre machen auf den Weg nach Europa und zur Atlantischen Gemeinschaft.

Macht muß Dienst sein!

Nachstehend bringen wir Auszüge aus der Silvesterpredigt, die Kardinal Döpfner am Jahresende 1962 in der Frauenkirche zu München gehalten hat. Diese Predigt scheint uns geeignet, gedanklich auf ein Podiumsgespräch vorzubereiten, das im Rahmen der nächsten Akademietagung in Königstein (siehe unten Seite 29) unter dem Titel „Vom Gebrauch der anvertrauten Macht“ stattfinden soll.

Die Zuordnung von Freiheit und Dienst

„Dienet einander durch die Liebe!“ Dieser Satz in unserem Silvesterspruch (vgl. Epigramm am Ende dieses Beitrags) führt nur weiter, was wir schon vorher bei der Entfaltung des biblischen Freiheitsgedankens sahen. Wie die Bindung an Gott und seine Ordnung für das Verständnis der Freiheit wesentlich ist, so erfüllt sich die Freiheit zu den Menschen im Dienst der Liebe. Beachtet den scheinbaren Gegensatz: „Ihr seid zur Freiheit berufen — dienet einander durch die Liebe!“ Es wäre eine reizvolle Aufgabe, in der Schrift aufzusuchen, mit welcher unerbittlichen Konsequenz die Zuordnung von Freiheit und Dienst durchgehalten wird. Christus, unser Befreier, Erlöser, ist gekommen, „nicht sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen“ (Matth 20, 28). Die großen Paulusbriefe an die Römer, Korinther und Galater sind Dokumente der christlichen Freiheit und bringen zugleich bis ins Einzelne gehende Unterweisung über die Dienste in der Kirche, in der Familie, im Staat und in jeglicher Begegnung mit dem Menschen. Paulus, der große Verkünder der Freiheit, nennt sich den „Schuldner“ aller (Rö 1, 14) und den „Knecht“ seiner Gemeinden (2. Kor 4, 5). Der Grund für diesen Zusammenhang liegt auf der Hand. Der Mensch wird dann frei, wächst über sich selbst hinaus zu Gott und „bleibt in Gott“ (vgl. 1. Jo 4, 16), wenn er den Gott nachahmt, der „Liebe ist“ (1. Jo 4, 8. 16).

Wir wollen nun im Blick auf die Gegenwart diese wichtige Erkenntnis anwenden auf das staatliche Leben und die Gemeinschaft der Kirche.

Macht als dienendes Mittel

Für den Bestand des staatlichen Lebens, zumal in dem schwebenden Gleichgewicht einer demokratischen Ordnung, ist die Dienstbereitschaft des Einzelnen Voraussetzung gesegneter Freiheit. Das gilt für alle, für jene, die die Autorität des Staates tragen, für die Gruppen im Staat und für die einzelnen Staatsbürger.

Die da in Regierungen, Parlamenten, in der Verwaltung eine Aufgabe haben, sind bestellte Träger der staatlichen Macht. Aber niemals dürfen sie

vergessen, daß Macht, so notwendig sie für den Bestand des staatlichen Lebens ist, niemals Ziel sein darf, sondern dienendes Mittel für das öffentliche Wohl sein muß. Die Macht darf nicht zum Werkzeug des Ehrgeizes werden, sie muß in sittlichen Normen gegründet sein. Nicht alles, was in diesem vergangenen Jahr geschah bei der Bildung von Regierungen und bei ihrer Arbeit, im Verhältnis der politischen Parteien zueinander und in ihrer parlamentarischen Tätigkeit, was sich zeigte in dem Vorgehen von Berufs- und Sozialverbänden, war geeignet, das Vertrauen in unsere staatliche Ordnung zu bestärken. Wir richten an alle, die in unserm Auftrag, letztlich im Auftrag Gottes, die Autorität des Staates tragen, die eindringliche Bitte, als „Diener Gottes“ (Rö 13, 3) und Sachwalter des gemeinsamen Wohles ihre Aufgabe zu erfüllen.

Solche Dienslbereitschaft am Ganzen müßte die *Haltung eines jeden Staatsbürgers* bestimmen. In Wirklichkeit aber erscheint vielen unsere demokratische Staatsordnung nicht als ein besonderer Anruf zum Dienst am Wohl der Allgemeinheit, sondern als willkommene Möglichkeit, harte Pflichten für die Gemeinschaft von sich abzuwälzen.

Alle Ämter dienen der Auferbauung des Leibes Christi

Mit einigen Gedanken über den liebenden Dienst in der Gemeinschaft der Kirche wollen wir unsere Silvesterbetrachtung abschließen und krönen:

Zunächst möchte ich auch mich, — anders gesagt — die *Verwaltung des kirchlichen Amtes* in diese Besinnung einbeziehen. Auch die Vorsteher-Aufgabe in der Kirche, also die Macht in der Kirche, muß Dienst sein. Von Anfang an, gerade von Paulus her, trägt das Amt in der Kirche mit Vorliebe den Namen „Diakonia“, „Dienst“. Alle gehören wir zum Volk Gottes, das da hinhört auf das Wort Gottes und lebt aus der Gnade des einen Herrn und Erlösers. Alle Ämter aber dienen der Auferbauung dieses Leibes Christi. Zu Eurem Dienst in der Kirche gehört als wesentlicher Teil der *Gehorsam* gegen die Träger des Amtes, wir aber, Eure Hirten, müssen in der dienenden Verantwortung für Euch die Zeit, ihre Strömungen, ihre Gefahren und Möglichkeiten prüfen und sehen, was der Kirche frommt. Hierin wurzelt die große Aufgabe des Konzils.

Auch alle Ausübung des *Wächteramtes* der Kirche, ihre Stellungnahme zu sozialen, kulturellen, wirtschaftlichen Fragen entspringt nicht dem Machttrieb, ist nicht Ausfluß von „Konfessionalismus“ und „Klerikalismus“, wie oft so rasch und unsachlich behauptet wird, sondern will ein Dienst sein, der in unserer vielschichtigen und weltanschaulich unsicheren Zeit besonders wichtig erscheint.

Dieser Dienst einer lebendigen, treuen Liebe muß alle Zellen der Kirche beseelen. Unsere Seelsorgsgemeinden sollen mehr sein als nur gut funktionierende Seelsorgeeinrichtungen. Ein brüderliches Gemeinschaftsbewußtsein soll immer mehr unsere Gemeinden erfüllen und in ihnen nach guten Aus-

drucksformen suchen. Die Notleidenden, Einsamen, Alten müssen von der brüderlichen Liebe der kirchlichen Gemeinschaft viel mehr als bisher getragen werden.

Unsere katholischen Gruppen und Verbände müssen sich mutig lösen von dem Klischee einer üblichen Vereinsarbeit, sie sollen Zellen echter Gemeinschaft in Christus und dazu Bildungsstätten für den Dienst in den verschiedenen Aufgabenbereichen der Zeit werden.

Euer Dienst in der Welt ist nicht ohne Risiko

Wir sind überall, im Staat, im kommunalen Gemeinwesen, im Betrieb, in den Bereichen der Kultur gerufen, mit Nichtkatholiken und Nichtchristen zusammenzuwirken. Alle diese Räume haben ihre relative Eigenständigkeit. Sie werden erhellt und gestaltet aus dem vernünftigen Erkennen des natürlichen Sittlichen und Rechtlichen. Deshalb kann sich der gläubige Christ auch mit dem Nichtchristen bei der Bewältigung dieser Aufgaben verständigen. Der gläubige Katholik bringt in ein solches Gespräch die Stütze und die Sicherheit ein, die ihm das kirchliche Lehramt in der rechten Deutung der natürlichen Ordnung verleiht. Freilich, er muß sich auch selbst mühen, tiefer in diese Zusammenhänge einzudringen und darf sich nicht nur auf die Lehre der Kirche berufen. *Euer Dienst in der Welt ist nicht ohne Risiko*, er fordert Mut, er wird nicht jedesmal in allem gelingen. Doch wenn Ihr aus der Fülle Eurer Berufung zur Freiheit lebt, dann wird Euer Dienst gesegnet sein.

Wenn wir dieses Jahr, ja unsere ganze Zeit in dem Ernste unserer Silvesterbetrachtung überschauen, könnte einem der Gedanke kommen: in welch böse, unheilschwere Tage sind wir geraten! Doch wir bekennen uns zu dieser Zeit, in die der Herr uns gestellt. Gefährvollen, bestürzenden und alarmierenden Zeichen sind wir begegnet. Und doch laßt uns bei aller Sorge und Wachsamkeit das Positive, die fruchtbaren Möglichkeiten sehen! Wir wollen nicht jammern, nicht verzagen, sondern uns *der Gegenwart stellen*. Gewiß ist die Zukunft dunkel und von vielem ist das Ende nicht abzusehen. Je mehr die apokalyptischen Zeichen sich mehren, um so mehr ist die Haltung der Endzeit gefordert: Das tapfere Stehen unter dem Kreuz, das Vertrauen auf den kommenden, jetzt schon wirkenden Herrn, die Geduld in der täglichen Mühsal. Es gelte uns das Wort des Psalmisten: „Die in Tränen säen, werden in Freuden ernten“ (Ps 125, 6). Ob wir oder andere ernten, Gottes Ernte wird kommen.

*

Ihr aber seid zur Freiheit berufen, Brüder, nur benutzt die Freiheit nicht als Anlaß zum Bösen, sondern dient einander durch die Liebe.

Brief an die Galater 5, 13

Adieu tristesse!

Der liebespsychologische Roman „Bonjour tristesse!“, von der damals (1957) 18jährigen Françoise Sagan geschrieben, hat Stürme der Begeisterung und der empörten Proteste ausgelöst und ist der Versuch einer Selbstdarstellung der jungen Generation.

„Komm, Traurigkeit!“, Titel und letztes Wort dieses Romans, weisen hin auf etwas Charakteristisches an unseren jungen Menschen:

Der Zug zur Traurigkeit! Es tut mir oft in der Seele weh, wenn ich vor unseren jungen Soldaten stehe und in ihre so traurigen Gesichter schauen muß.

Der Mensch ist für die Freude geboren und gerade der junge Mensch hat ein unbedingbares Recht auf Freude. Warum zeigen die jungen Gesichter diesen starken, widernatürlichen Zug zur Traurigkeit?

Vielleicht weil sie den Sinn des Lebens nicht mehr finden? Sind unsere Versuche in dieser Richtung nicht überaltert und damit nicht mehr verständlich für die Jugend, deren Denkart nüchtern, sachlich, skeptisch, zweckmäßig bestimmt ist?

Der Mensch ist auf die Freude hin geschaffen und in seinem Hunger nach Freude kostet man gierig das „süße Leben“ aus bis zur Neige und mit Ekel muß man feststellen, daß alles fade und nach Asche schmeckt.

Da diese Art von Freuden nicht halten, was sie versprechen — denn sie vergehen und haben keine Beständigkeit — suchen wir nach immer neuen Freuden, muß sich das Angebot ständig überbieten und wir sind doch nie zufrieden, weil wir wissen: Morgen ist es vorbei!

Daher liegt ein Hauch von Schwermut über allen Freuden.

Sollte es so sein, daß der Mensch, der offensichtlich auf die Freude hin angelegt ist, erfährt, wie die Freuden „von unten her“ und „von der Seite her“ ihm keine Freude bringen und daß er die Freude schlechthin nur „von oben her“ erhalten muß.

Tatsächlich begegnen uns in der Heiligen Schrift die Worte „freuen“ und „Freude“ nicht gerade selten: Über hundertmal wird allein im Neuen Testament das Thema „Freude“ angesprochen und ausgeführt. (Ein schrecklicher Irrtum wäre es allerdings, die „himmlischen“ Freuden gewissermaßen als Ersatz für die „irdischen“ Freuden zu sehen. Religion als Ersatzbefriedigung ist eine gefährliche Sache!)

Die Texte der Schrift sagen es uns klar:

Überall bricht dort Freude aus, wo von den großen Heilsereignissen gesprochen wird (Geburt, Leben und Lehren des Herrn, auch sein Leiden und Sterben — „Durch das Holz des Kreuzes kam Freude in die Welt“ — Auferstehung, Himmelfahrt, Geistsendung und Wiederkunft).

Der Mensch ist auf die Freude hin geschaffen, denn er ist auf das Heil hin geschaffen. Das griechische Wort Freude ist sehr eng verbunden mit dem Wort Gnade. Freude kommt von dort, wo Gnade ist, wo Heil ist, wo uns das Heil durch Eucharistiefeier und Sakramente gnadenhaft geschenkt wird.

Der begnadete Mensch kann nicht zutiefst traurig sein. Der in das Heilsgeschehen hineingenommene Mensch kann nicht restlos absorbiert werden von den alltäglichen, kleinen und großen Kümernissen.

Der mit Christus organisch verbundene Mensch vermag in seiner Überlegenheit die Freuden seines Alltages, die ihm transparent werden für „das Ewige im Augenblick“, bewußt und dankbar zu erleben.

Und in der Freude seines Herzens drängt es ihm, auch anderen Freude zu schenken.

Der durch Christus frohe Mensch hat die Kraft, die Traurigkeit zu überwinden:

„Adieu tristesse!“ und jeden Tag bewußt zur Freude zu sagen: „Komm!“

Eugen Koep

Nütschau als Beispiel

Nütschau, Dezember 1962 — Im Wehrbereich I ist es inzwischen zur Tradition geworden, sich am Bußtag jeden Jahres in Nütschau, genauer im Benediktinerpriorat St. Ansgar, dieses kleinen ostholsteinischen Ortes, einzufinden. Dank der Gastlichkeit der Mönche und der fördernden Teilnahme unserer Geistlichkeit, vor allem der unseres Militärdekans, ist uns im Diasporaraum Schleswig-Holsteins und Hamburgs die benediktinische Niederlassung zu einer Stätte der Besinnung geworden, zu einem Ort, an dem wir, wie nirgends sonst, uns selbst und vergessene Grundlagen unserer christlichen Existenz wiederfinden.

Der Bußtag des vergangenen Jahres, der Tag unseres 4. Treffens, stand unter der Thematik „Europa und das Christentum“. Einziger Redner war Generalvikar Dr. Gritz. In packender Sprache behandelte er die Thematik in drei Vorträgen, indem er zunächst „Grundlegte“, dann die „Frage“ des christlichen Beitrages zum Problem der Zusammenarbeit und schließlich den Inhalt dieses Beitrages erörterte.

Einigen war besonders die Grundlegung ihrer klaren und großen Linien wegen wertvoll; andere gaben dem zweiten und dritten Teil den Vorzug, weil diese Teile sehr faßbare Bilder zur christlichen Gestaltung unseres Daseinsraumes enthielten; alle aber waren sich einig über den hohen Wert des Erhaltenen und eins

auch in der Freude darüber, daß unser Generalvikar sich durch die gewiß zu Beginn seiner Amtsübernahme besonders zahlreichen Verpflichtungen nicht abhalten ließ, nach Nütschau zu kommen.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß wir uns, wie stets, schon am Vorabend des Bußtages in Nütschau einfanden und das gesellige Beisammensein mit einer Einstimmung auf das Requiem am Bußtagmorgen schlossen. Selbstverständlich wurde auch — und gelegentlich sogar heftig — diskutiert. Besonders nach dem zweiten Teil des Vortrages unseres Generalvikars war man durch einige Beiträge an den Streit zwischen dem Päpstlichen Bibelinstitut und Professoren der Lateran-Universität über die Fragen der Exegese erinnert und auch ein wenig an die Erörterungen in der 19. Generalkongregation in Rom, ein wenig allerdings nur. Als dann sogar von der Bibel — sinngemäß — als einem vieldeutigen, antithetischen Buch die Rede war, hat schließlich Dr. Gritz mit wenigen klugen Worten die inzwischen etwas derangierten Bilder wieder zurechtgerückt.

Alles in allem: Wir „Nütschauer“ meinen, wieder einmal auf rechte Art als „Königsteiner“ zusammen gewesen zu sein. Wir sind überzeugt, wieder einen Schritt über das bloße Christ-sein aus Tradition oder Bildung hinaus getan zu haben, näher hin zum Christ-sein aus Überzeugung. Wir sind sicher, daß keiner der 50 Offiziere und Beamte, die in

Nütschau wieder dabei waren, die Konstituierung eines „Vereins“ für unseren weiteren gemeinsamen Weg als notwendig erachtet.

Falls einer unserer Kameraden sich einmal für eine Weile in Schleswig-Holstein aufhält, empfehlen wir, das Priorat St. Ansgar zu besuchen. Er wird dort nicht nur ein baugeschichtlich bedeutsames Rantzau-Schloß aus dem Jahre 1577 vorfinden, er findet gewiß auch freundliche Aufnahme in dem mit Hilfe unseres Militärbischofsamtes erbauten und modern eingerichteten Exerzitienhaus St. Benedikt.

H. Baumann

Im Mai: Königstein!

Bonn, Januar 1963 — Der mit der Vorbereitung der „4. Königsteiner Woche der Besinnung“ vom Führungskreis beauftragte Ausschuß hat Rahmen und Programm soweit festgelegt, daß nunmehr die organisatorischen Einzelheiten in Angriff genommen werden können.

Die Woche findet vom 6. 5. (Anreise bis 18 Uhr) bis 10. 5. 1963 (Abreise nach 17 Uhr) in Königstein im Taunus, Haus der Begegnung, statt. Je Wehrkreis werden 10 Offiziere teilnehmen können, wobei Oberleutnante und Leutnante angemessen berücksichtigt werden sollen. Die Wehrbereichssprecher und ihre Vertreter werden ab 4. 5., 18 Uhr, im Haus der Begegnung Fragen der praktischen Arbeit im Verlauf erörtern und die Ergebnisse im Plenum während der Woche zur Diskussion stellen.

Der Einkehrtag am 7. 5. gilt der Besinnung über „Die Bibel als Glaubensquelle“. Nachmittags werden vier Bibelkreise das „Geistliche Gespräch“ ermöglichen.

Für das zentrale Referat der Woche „Der Christ in unserer Welt — Anpassung und Widerstand“ am Mittwochvormittag hat Dr. Beckel, Direktor der Katholisch-Sozialen Akademie, Franz-Hitze-Haus, Münster, zugesagt. Diese Thematik wird nachmittags fortgeführt durch eine Podiumsdiskussion über den „Gebrauch der anvertrauten Macht“, zu der ein Abgeordneter, ein Offizier, ein Journalist und ein Seelsorger gebeten werden sollen. Das Resümee wird donnerstags vormittags Oberst Karst unter der Fragestellung „Was leisten wir wirklich?“ ziehen.

Am 9. 5. nachmittags ist das Forum der Königsteiner Offizierkreise. Der Freitag dient der Begegnung mit unseren evangelischen Brüdern, die als Gäste eingeladen werden, zur Besinnung über „Katholizität und Ökumenizität“.

Unser Militärbischof wird Mittwochabend bei uns sein, uns die Probleme seines Ruhrbistums aufzeigen und mit uns am nächsten Morgen die Heilige Messe feiern.

Die übrigen Abende geben Raum für Geselligkeit, Meditation über moderne religiöse Kunst und Erlebnisberichte ehemaliger Militärseelsorger aus zwei Weltkriegen. Die Woche wird außerdem unsere besondere Aufmerksamkeit auf Gestaltungsformen der Liturgiefeier lenken.

Helmut Korn

Winterarbeit in Koblenz

Koblenz, Februar 1963 — Am 8. Januar sprach Oberfeldarzt Dr. L. Schmitt vor dem Königsteiner Kreis des Standortes Koblenz zum Thema „Über die Schwangerschaftsunterbrechung“. Pater Dr. Siemer, Dozent an der Schule für Innere

Führung, ergänzte den Vortrag durch eine theologische Stellungnahme. Die diffizilen Probleme des aktuellen Themas wurden klar, erschöpfend, verantwortungsbewußt und mit profunder Sachkenntnis abgehandelt. Die gute Beteiligung — auch die Ehefrauen waren eingeladen — spiegelte das allgemeine Interesse.

Anfang Februar hatte der Sprecher des Wehrbereichs IV anläßlich eines Conventiats Gelegenheit zur Aussprache mit den Militärseelsorgern des WB IV über Fragen der Königsteiner Offizierkreise. Es ging in erster Linie um Einzelheiten einer lebendigen Zusammenarbeit.

Sprecher des Königsteiner Offizierkreises Mainz wurde anstelle des versetzten Majors Kolek, dem wir für seine Arbeit in Mainz herzlich danken und einen guten Start im Königsteiner Offizierkreis seines neuen Standortes wünschen, Major von Randow. Helmut Paul

Winterarbeit in Mainz

Mainz, Februar 1963 — Der Königsteiner Offizierkreis Mainz wird in Zukunft monatlich je einen Vortragsabend abhalten. Am 29. 1. sprach im Kolpinghaus Major Heglin-Hornbach, WBK IV, über das Thema „Der Revolutionäre Krieg“. Im Februar wird Lt. d. Res. v. Thadden über „Pressefreiheit“ referieren.

v. Randow

Abschied von Dekan Schmitt

Bonn, Februar 1963 — Unser Militärdekan Msgr. Egon Schmitt ist auf Wunsch seines Diözesanbischofs nach mehr als sechsjähriger Tätigkeit im Katholischen

Militärbischofsamt aus der Militärseelsorge ausgeschieden und in die allgemeine Seelsorge seines Heimatbistums Münster zurückgekehrt. Am 30. Januar verabschiedeten ihn in Essen der Hochwürdigste Herr Militärbischof und der Kreis derer, mit denen er während des Aufbaues und der Konsolidierung der Militärseelsorge in der Bundeswehr unmittelbar zusammengearbeitet hat, im festlich-familiären Rahmen eines Beisammenseins.

Militärdekan Msgr. Schmitt wurde am 30. Juli 1909 in Buer/Westfalen geboren und am 23. März 1933 durch Bischof Graf von Galen in Münster zum Priester geweiht. Zunächst als Kaplan, dann als hauptamtlicher Religionslehrer in Coesfeld, schließlich als Dekanatsjugendseelsorger eingesetzt, wurde er aufgrund seiner Bewerbung an Weihnachten 1939 als Militärseelsorger eingezogen. Er war nacheinander Kriegspfarrer in einer Kriegslazarettabteilung, beim Stab X. AK, verantwortlich für die Organisation der Wehrmachtsseelsorge beim Militärbeauftragten für Belgien und Nordfrankreich, in Kriegslazarettabteilungen in Bordeaux, Temesvar und Bessarabien, dreieinhalb Jahre bei der 14. ID (mot) im Mittelabschnitt der Ostfront und in Polen, wurde mehrfach für besondere Tapferkeit ausgezeichnet und geriet 1945 in kanadische Gefangenschaft, aus der er im Januar 1946 entlassen wurde. Bis zum 5. April 1956, seiner Berufung ins Katholische Militärbischofsamt, war er Studentenpfarrer an der Universität Münster.

Als Militärdekan des Katholischen Militärbischofsamtes hat er besondere und bleibende Verdienste um die Ausrichtung und Durchführung der Militärseelsorglichen Gesamtkonferenzen, die Berufung der katholischen Militärggeist-

lichen, die Bearbeitung einschlägiger Fragen der Vorschriften für den Verteidigungsfall, die Redaktion und Herausgabe des Pastoralblattes „Die Militärseelsorge“ und das „Christliche Colloquium“. Wir verabschiedeten uns in herzlicher Dankbarkeit von einem „Wegegetreuen“, der von Anfang an die Arbeit des Königsteiner Offizierkreises unterstützt und mitgetragen hat. Schon 1956, als in Köln die ersten Schritte zur Gründung einer solchen Gemeinschaft gewagt wurden, war er dabei. Er war

immer bereit, wenn wir seine Hilfe und seinen Rat brauchten. Besonders im Führungskreis und bei der Vorbereitung der „Königsteiner Woche der Besinnung“ lernten wir ihn als einen weltoffenen Priester, klugen „Vorkämpfer“, guten Kameraden und Freund schätzen. Diese Freundschaft möge er dem Königsteiner Offizierkreis bewahren. Wir bitten ihn darum und wünschen ihm Gottes Segen, Gesundheit und Freude für sein weiteres Wirken. Auf Wiedersehen!

Helmut Korn

Ignace Lepp: Psychoanalyse des modernen Atheismus. Arena-Verlag Georg Popp, Würzburg 1962. 237 Seiten.

Trotz des anspruchsvollen Titels darf der Leser dieses Buch ohne jene Besorgnis in die Hand nehmen, die nur zu oft die Lektüre wissenschaftlich gediegener Bücher verhindert. Denn das Buch übt eine Faszination eigener Art aus: an vielen Stellen erinnert es an eigene Entwicklungsstufen; dazu hilft es viele Mitmenschen verstehen.

Diesen Eindruck verdankt das Buch zunächst der Arbeitsweise des Verfassers. Von Kapitel zu Kapitel entfaltet sich das biographische Detail, von dem her das Phänomen des modernen Atheismus untersucht wird. Vielleicht hinterläßt das Buch als erschütterndsten Eindruck, daß es nicht nur den Atheismus gibt, sondern daß wir mitten unter Atheisten (der verschiedensten Schattierungen) leben. So sollte man dieses Buch weniger aus Interesse am Atheismus, sondern vor allem um des Mitmenschen willen lesen. Denn, so bemerkt L. einleitend, „es leben nicht nur Gläubige der verschiedenen Konfessionen in ein und derselben soziologischen Gruppe — ein Faktum, das seit langer Zeit schon fast allgemein als gegeben angesehen wird —, sondern täglich, in allen Bereichen des gewöhnlichen Lebens, stehen Gläubige neben Ungläubigen, jene, die an den Himmel glauben, neben jenen, die nicht daran glauben“ (S. 9).

Im Endergebnis steht nicht so etwas wie eine Definition des Atheismus, die sich als Schlagwort verwenden ließe. Neben dem marxistischen Atheismus werden der neurotische, der rationalistische, der existentialistische und der Atheismus um höherer Werte willen untersucht. Vor allem aber wird vom Biographischen her begreifbar gemacht, wie aus gläubigen Christen Atheisten werden können.

Der Verfasser selbst ist den umgekehrten Weg gegangen. Er war „von Haus aus“ Atheist (S. 21), hat jahrelang im Dienst des kommunistischen Atheismus gestanden und trat dann zur katholischen Kirche über. Das Ziel seiner Arbeit liegt in der Überwindung des Atheismus; oder rich-

tiger: in der Hilfsbereitschaft gegenüber jenen, die als Atheisten neben uns leben.

Einzelne Kapitel verdienen, in Arbeitsgemeinschaften diskutiert zu werden. Martin Gritz

Jean Lortéguy: Die Prätorianer. Roman. Aus dem Französischen von Werner Grünau. Verlag der Europäischen Bücherei H. M. Hieronimi, Bonn 1962. 459 Seiten, 19,80 DM.

Als Konsequenz, die die politische Bildungsarbeit in einer modernen Armee aus dem Roman „Die Zenturionen“ von Jean Lortéguy zu ziehen hätte (vgl. die Besprechung in „Königsteiner Offizierbriefe“ Nr. 4, 1963, S. 19), ergibt sich die Aufgabe, die Soldaten der Gegenwart, besonders qualifizierte Truppen wie die „Paras“, „in Staatszucht zu nehmen“. Der neue Roman des Autors, „Die Prätorianer“, zeigt die Gefahren auf, die eintreten, wenn militärische Tapferkeit keine Bindung zur Staatszucht findet, wenn die vordringliche Aufgabe einer soldatischen Bildungsarbeit also nicht gelöst wird.

Der Mord an einem ihrer Kameraden drängt die „Zenturionen“ in die politische Aktion ab. So werden sie zu „Prätorianern“, die auf dem schmalen Grat zwischen Soldatentum und Politik in eine tragisch-ausweglose Lage geraten. Nicht nur sie selbst, auch ihre Ehefrau, ihre Geliebten und ihre „Freundinnen“ werden von einem Strudel erfaßt, aus dem oft nur noch Treibenlassen und Banalität einen fragwürdigen Ausweg verheißen.

Die Verkaufsziffern, die beide Romane in Frankreich erreicht haben — die „Zenturionen“ gegen eine Million, die „Prätorianer“ seit 1961 etwa 350 000 — zeigen, wie stark hier eine innere Not unserer Zeit ins Bewußtsein gehoben wird. Die Möglichkeit, daß politische und militärische Entwicklungen uns Deutsche in eine ähnliche Not bringen können, müßte jeden denkenden Offizier der Bundeswehr veranlassen, sich mit den in beiden Romanen grell beleuchteten menschlichen Grenzsituationen auseinanderzusetzen. Ganz abgesehen davon, daß durch ein geschichtlich-politisches Schicksal dem deutschen Soldaten der französische zum „Nächsten“ geworden ist, um den er sich als Christ zu sorgen hat, „wie um sich selbst“.

M. B.

Beachtenswerte Publikationen:

Reinhard Höhn: *Die Armee als Erziehungsschule der Nation — Das Ende einer Idee.* Verlag für Wissenschaft, Wirtschaft und Technik, Bad Homburg 1963. 590 Seiten, 54,— DM.

Dieser beachtliche Versuch einer Geistesgeschichte der deutschen Armee verfolgt die Idee der Erziehungsschule der Nation vom Kampf gegen das frühliberale Bürgertum, gegen die Sozialdemokratie bis hin zu den Bemühungen um ein gutes „Betriebsklima“ im Zeitalter der Technik, mit dem Ergebnis, daß die Armee überfragt ist, wenn sie die verlorene Einheit im Denken wiederherstellen soll. In der beziehungsreichen Darstellung wird die wirkliche Aufgabe des Offiziers, das Bestehen im Kampf, oft verdeckt. Einer besonderen Auseinandersetzung bedürfen die Kapitel über den „Einsatz der christlichen Religion“ in der militärischen Erziehung und über die Militärseelensorge (S. 169 bis 292).

Georg Franz-Willing: *Die Hitlerbewegung — Der Ursprung 1919—1922.* R. v. Decker's Verlag G. Schenck, Hamburg-Berlin 1962. 256 Seiten.

Georg Franz-Willing ist Dozent an der Marineschule in Mürwik. Bemerkenswert ist seine Veröffentlichung deswegen, weil sie die beherrschenden Klischees und Tabus unserer Vergangenheits-„Bewältigung“ vielfach durchbricht und dabei sogar die Zustimmung jüdischer Kritiker gefunden hat.

Erich Hermann: *Die Grundformen des pädagogischen Verstehens.* Johann Ambrosius Barth, München 1959. 247 Seiten.

Dieses Buch des Dozenten für Psychologie an der Schule für Innere Führung in Koblenz verdient Eingang in die wissenschaftlichen Abteilungen der Bundeswehrbibliotheken. Zum Studium wird es jenen Lehroffizieren empfohlen, die sich um ein vertieftes theoretisches Verständnis der Pädagogik bemühen.

Agere sequitur Esse

MÜNCHEN, Januar 1963

Das Heft 4 der „Königsteiner Offizierbriefe“ hat mir vor allem mit den Beiträgen „Zwischen Zeit und Ewigkeit“ (Werthmann), „Symbolismus der Getränke“ (Ibach) und „Vigil des Weltkonzils“ (Roegel) den Blick für Zeiterscheinungen geöffnet, die mich zwar bisher schon mit einem gewissen Unbehagen erfüllten, die ich jetzt aber genauer zu beobachten und zu deuten weiß. Ich glaube tatsächlich, daß das gedankenlose Mitgehen gegen unkontrollierte Zeittrends eine schleichende Gefahr ist. Deswegen ist es gut, daß wir uns hierüber beim nächsten Königsteiner Akademietreffen besondere Rechenschaft geben wollen.

Dieser Tage kam mir ein Text unter die Augen, dem ich zunächst zustimmen wollte: *„Nur wenn beide Eheleute arbeiten, haben sie den Segen des Wirtschaftswunders. Aber es leidet darunter das Familienleben und der Haushalt.“* Ich dachte, es würden nun Ausführungen folgen, die man gegen die Untergrabung der Familie und der Menschlichkeit überhaupt durch das Wirtschaftswunder Widerstand leisten könne. Der Text fuhr aber weiter: *„Die Firma ... und Kleiderklinik hilft Ihnen aus Ihren Sorgen, denn sie stellt nicht nur neue Hosen und Anzüge aus eigenen oder mitgebrachten Stoffen her, sondern hat in vielen Stadtteilen eigene Filialen und reponiert, ändert, kunststöpft und rei-*

nigt alle Damen- und Herrengarderobe. — Bringen Sie deshalb Ihre Aufträge nach ...

Nichts gegen die Hilfe, die der überlasteten Hausfrau, die heute ohne Hilfspersonal dasteht, angeboten wird. Entscheidend ist aber die Gesinnung, in der dies geschieht. Der angeführte Text steht als Anzeige in einem Vergnügungsprospekt unserer Stadt. Es wird hier schon gar kein Widerstand mehr gegen die bedenklichen Folgen der negativen Zeittrends geleistet, nein: diese werden vielmehr zur Norm erhoben, sie werden so ins Wirtschafts- und Sozialleben eingebaut, als ob es ordnungstiftende Prinzipien wären. Es ist an der Zeit, daß wir uns in Königstein darum bemühen, die Menschlichkeit wieder zum Prinzip zu erheben und die Angebote der Zeit als Hilfsmittel der Menschlichkeit zu betrachten. Noch immer hat Thomas von Aquin recht, wenn er meint, daß sich das praktische Verhalten nach der Seinordnung zu richten habe: *agere sequitur esse*, nicht umgekehrt. Dr. M. B., Olf. d. Res.

Gespenserschau

BONN, Februar 1963

Die Leserzuschrift „Was tun?“ im letzten Königsteiner Offizierbrief (Nr. 4, Januar 1963, S. 23) hat mich sehr nachdenklich gemacht. Es ist entscheidend, daß wir uns neben der zweifellos wichtigen Gesinnungs- und Bewußtseinsarbeit ganz konkrete Aufgaben stellen: *agendo noscere verum*.

Mit dieser Anregung habe ich die derzeitigen Diskussionen um „Stalingrad“ in Presse und Fernsehen verfolgt. Plievier hat unmittelbar nach dem Krieg seinen Stalingrad-Roman angeboten. Hubalek hat daraus ein Theaterstück gemacht, das unter öffentlicher Mißbilligung in Köln unlängst aufgeführt wurde. Unbeirrt von der öffentlichen Meinung, der man zu dienen vorgibt, hat der Norddeutsche Rundfunk das Stück nun auch noch im Fernsehen gesendet. Beide Autoren waren ursprünglich Kommunisten, beide wollen sich vom Kommunismus abgewandt haben. Wir freuen uns darüber so, wie wir uns über jede Bekehrung freuen. Es gehört aber zum Takt der Konvertiten, nun nicht gleich als Prediger ihres neuen Bekenntnisses aufzutreten. Daß Plievier und Hubalek das nicht tun, muß uns nachdenklich machen. Viele meinen sicher nicht ganz ohne Grund, daß ihre literarischen und künstlerischen Äußerungen gewollt oder ungewollt Kampfmittel der aus dem Osten kommenden psychologischen Kriegführung gegen uns sind. Sie hämmern uns ein, daß Soldaten abzutreten und zu kapitulieren hätten, wenn der Kampf „aussichtslos“ geworden sei. Da jeder Kampf aber mit der Niederlage zu rechnen hat, dürfte somit überhaupt kein Kampf mehr angenommen werden. Recht verstanden, beginnt die soldatische Aufgabe gerade dort, wo die Sache schwierig und „aussichtslos“ wird.

Plieviers und Hubaleks „Stalingrad“ sind Musterbeispiele für die heute modische „Bewältigung der Vergangenheit“, für die ideologische Mißdeutung der Geschichte, „wie sie eigentlich gewesen

ist“ (Ranke). Das eigentliche Geschehen — im Fernsehen noch schwach angedeutet durch das Grollen der Geschütze im fernen Hintergrund — wird ausgeklammert, dafür werden Neben- und Randerscheinungen die ins ideologische Geschichtsbild passen und den erwünschten Defaitismus fördern, in den Vordergrund gestellt: literarische Generale, straffällige Soldaten. Die Heroisierung des Straffälligen (das sicher nicht ganz ohne menschliche Züge zu sein braucht), verdrängt das aufrechte, anständige Standhalten der Masse der deutschen Soldaten in einer ausweglosen Situation. Diese klapprigen Landsergestalten, die das Fernsehen anbot, sind Gespenster, die nicht der geschichtlichen Realität von Stalingrad entsprechen. Die Hamburger Fernsehsendung mutete an wie eine „Hades“-Schau nach dem Trojanischen Krieg, nicht wie dieser selbst.

Wahrheiten und Wirklichkeiten werden giftig, wenn sie unterdrückt werden. So ist es auch mit der „eigentlichen Geschichte“. Die Vergiftungen unseres Bewußtseins sind noch gar nicht abzusehen, die von der ideologischen Verzerrung unserer Geschichte durch Literatur, Presse und Funk ausgehen.

Wir haben wenig Mittel in der Hand, dagegen anzugehen. Wir können aber wenigstens in dem Bereich, der uns als Offizieren anvertraut ist, das Bild der „eigentlichen Geschichte“ wiederherstellen. Es wäre eine wichtige Aufgabe der Königsteiner Kreise und Treffen, den Offizieren, die Erziehungs- und Bildungsarbeit zu leisten haben, dabei zu helfen. K. R., Ltn.

Herausgeber: Königsteiner Offizierkreise in Zusammenarbeit mit dem Katholischen Militärbischofsamt, Bonn.

Redaktion: Leo Ernesti (Hptm.), Helmut Ibach (Ob.-Reg.-Rat, Dr. habil.), Helmut Korn (Major, Dr.), Wilhelm Lehmkämpfer (Major), Hans C. Siemer (Dozent, Dr.), Hubert Walitschek (Oberstlt. i. G.)

Zuschriften: Dr. habil. Helmut Ibach, über Katholisches Militärbischofsamt, Bonn, Koblenzer Str. 117 a.

Druck und graphische Gestaltung: Buch- und Verlagsdruckerei Ludwig Leopold, Bonn, Friedrichstr. 1.

Die „Königsteiner Offizier-Kreise“ sind Arbeitsgruppen katholischer Offiziere, die auf verschiedenen Ebenen in Zusammenarbeit mit ihrem Militärgeistlichen durch entsprechende Veranstaltungen zur Selbstbesinnung auf Beruf und Auftrag des Offiziers aus der Sicht des katholischen Glaubens beitragen.